

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 23 (1892)

Artikel: Die erste Schlacht bei Villmergen : 22. Januar 1656
Autor: Keller, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-31324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die
erste Schlacht bei Villmergen

22. Januar 1656.

Ein Beitrag zur Geschichte des eidgenössischen Kriegswesens im XVII. Jahrhundert

von

A. Keller, Oberst,
Mitglied der Aargovia.

(Mit den Portraits der beidseitigen Oberkommandanten und einer Skizze des Schlachtfeldes.)

* Der Verfasser verdankt die freundliche Unterstützung, die ihm von verschiedener Seite zu Theil geworden ist, insbesondere durch Herrn Staatsarchivar Dr. von Liebenau von Luzern, sodann durch Herrn Seminar-
direktor J. Keller, der ihm seine Excerptensammlung zur Verfügung stellte, im fernern durch Herrn Stabshauptmann A. Pfyffer von Luzern, Lehrer
Oberlin in Villmergen und die Vorstände der Archive und Bibliotheken von Bern und Aarau.

I. Ursache und Veranlassung des Krieges, Diplomatische Verhandlungen und Kriegsrüstungen bis zum Schluss des Jahres 1655.

Der Bund der XIII Orte hatte die Schrecken des dreißigjährigen Krieges glücklich von der Landesgrenze fern gehalten. Alt-eidgenössische Tradition und allgemein empfundene Landesinteressen siegten über die Glut religiöser Leidenschaft, die hier so gut wie anderwärts die Geister beherrschte. Nachdem der westphälische Frieden geschlossen und kürzlich noch der inländische Bauernaufstand durch das einträchtige Zusammenwirken der aristokratischen Regierungen blutig niedergeschlagen worden war, sollte nun doch noch der Religionskrieg auch in der Eidgenossenschaft ausbrechen. Die Ursache lag in dem hochgradigen religiösen Zwiespalt und Sondergeist, der sich seit dem Kappeler Kriege von 1531 durch die eidgenössische Geschichte hinzieht. Die späte Veranlassung zum Kriegsausbruche gab die am 23./24. September (neuen Kalenders) erfolgte Auswanderung von sechs Haushaltungen mit 33 Personen beiderlei Geschlechts aus dem schwyzerischen Dorfe Arth nach der Stadt Zürich. Sie waren schon vorher mit dortigen Protestanten in Verbindung getreten, hatten von ihnen religiöse Bücher erhalten, heimlich in der Bibel gelesen, in Folge dessen die religiösen Gebräuche der katholischen Kirche vernachlässigt und sollten eben von der schwyzerischen Landes-Obrigkeith defßwegen in Untersuchung gezogen werden, deren unschwer zu errathendem Ausgang sie sich durch die Flucht nach Zürich zu entziehen suchten. Zürich nahm sich der Ausgewanderten eifrig an und ersuchte Schwyz um Herausgabe ihres zurückgelassenen Vermögens, das auf mehr als 15,000 Kronen geschätzt wurde, unter Berufung auf den in der Eidgenossenschaft gemäß den Bünden und dem Landfrieden geltenden „freien Zug“. Schwyz verweigerte barsch die Auslieferung, bestritt die Freizügig-

keit, ließ die Ausgewanderten als „faule, meineidige und landesflüchtige Leute“ vorladen und verlangte von Zürich ihre Auslieferung. Gleichzeitig zog man die in Arth zurückgebliebenen Verwandten der Ausgewanderten, als der evangelischen Religion verdächtig, gefänglich ein und erklärte sie gleich den Ausgewanderten als „malefizisch“.

Schon vor diesem ärgerlichen Ereigniß waren die eidgenössischen Stände mit ihren zugewandten Orten nach Religionsparteien in Separatkonferenzen zusammengetreten, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, katholisch Glarus, Freiburg, Solothurn und Appenzell I.-Rh. auf der einen Seite und Zürich, Bern, evangelisch Glarus, Basel, Schaffhausen, Appenzell A.-Rh. mit den Zugewandten von Graubünden, St. Gallen, Mülhausen, Genf und Biel auf der andern Seite. Nun wurde auf diesen Sondertagen der Fall eifrig besprochen und es ist charakteristisch für den hochgespannten Grad der gegenseitigen Erbitterung, daß schon bei der ersten Verhandlung die Ansicht deutlich zum Ausdrucke kommt, daß der Streitfall alle Religionsgenossen betreffe und nur durch die Schärfe des Schwertes ausgetragen werden könne.

Zuerst besammelten sich am 3. Oktober in Luzern die neun katholischen Orte. Nachdem in der Hauptkirche des St. Leodegar der borromäische Bund mit dem Papste feierlich und eidlich bestätigt worden war, erzählten in der Tags darauf abgehaltenen Sitzung die Gesandten von Schwyz die Auswanderung des „gottlosen Geschlechts der Hospitaler von Arth“ und ihren Konflikt mit Zürich. Die Orte fanden, „die von Zürich eingeschlagene Bahn würde zur Freistellung des Glaubens führen und könne nicht zugestanden werden, man müsse ihr dadurch entgegentreten, daß man steif zusammenhalte, auf den gesunden Verstand der Bünde, den Landfrieden und altes Herkommen sich berufe. Keine wichtigere Sache könne begegnen, welche die 9 Verbündeten stärker verpflichten möchte, einander mit Leib, Gut und Blut gemäß gestriger Eidbeschwörung beizuspringen. Schwyz sei nicht schuldig, war die Meinung aller Gesandten, den Abtrünnigen die Habe herauszugeben.“

Evangelischer Seits fand kurz darauf eine sogenannte „Vor-konferenz“ in Bern statt. Vom Gesandten von Zürich wurde vorgetragen, daß Pell, der Resident des Protektors von England, sowie

der niederländische Gesandte von Ommeren besonders freundliche Eröffnungen gemacht hätten, und daß ersterer Hoffnung auf ein namhaftes reelles Depositum gegeben habe und sich persönlich bei der Konferenz zu weiteren Verhandlungen einfinden werde. Man war der Ansicht, „ein solches Depositum um so lieber anzunehmen, als England zu weit entfernt sei, um von dorthier thätliche Hilfe erwarten zu können.“

Dieser Vorkonferenz folgte einige Tage später die Hauptverhandlung der evangelischen Orte in Peterlingen. Das Protokoll der Sitzung ist deßhalb interessant, weil es zeigt, welche untergeordnete Rolle die Arther Auswanderung schon von Anfang an in der ganzen Angelegenheit spielte und wie die wahren Ursachen des Kriegs viel tiefer und ganz anders wo lagen. Auf der Konferenz in Peterlingen wurde den Gesandten der Niederlande und Englands nämlich die vertrauliche Mittheilung gemacht, „wie seit 25 Jahren die katholischen Orte in den gemeinen Herrschaften die evangelischen Unterthanen bedrängen, und da ihre Landvögte die Verwaltung eine größere Anzahl von Jahren inne haben als die der evangelischen, ein Uebergewicht üben, welchem die evangelischen Orte nur mit großer Anstrengung das Gegengewicht halten können, nun aber auch durch ihre mit dem Papste, mit dem Könige von Spanien abgeschlossenen Bündnisse und einem von ihnen selbst seit früher bestandenem und jetzt erneuerten Separatbund die evangelischen Orte selbst bedrohten, so daß diese sich gedrungen sähen, um die Unterstützung und Hilfe ihrer Religionsverwandten, der Niederlande und Englands zu bitten.“

In den konfessionellen Verhältnissen der gemeinen Herrschaften also liegt der eigentliche und wahre Konfliktgrund für die Evangelischen. Waren die Zürcher schon bei Anlaß der Arther Emigration die Fordernden, die Schwyzer die Verweigernden, so erscheinen die Zürcher auch in der viel wichtigeren Frage des Herrschaftsturnus in den gemeinen Herrschaften, als die andere Verhältnisse Anstrebenden, die katholischen Mitstände als die den Status quo Aufrechterhaltenden. Da es nun klar war, daß die katholischen Orte auf eine Minderung ihrer Herrschaftsrechte in den gemeinen Vogteien ebensowenig freiwillig verzichten würden als die

Schwyz auf die Herausgabe des beschlagnahmten Gutes der Hospitaler, so erklärt sich, wie schon in den ersten Konferenzen der Religionsgenossen sich die Ansicht kund gibt, als handle es sich um einen Streit, bei dem das Recht des Stärkeren entscheiden müsse. Die evangelischen Stände befanden sich bei einem ausbrechenden Kriege in der Offensive, die katholischen materiel und formel in der abwartenden Position des Vertheidigers eines Besitzstandes.

Die gemeinen Herrschaften, welche aber im Falle vor allem aus in Frage kamen, waren die Grafschaft Baden, die Landgrafschaft Thurgau und die freien Aemter. Die Landgrafschaft Baden stand allen acht alten Orten zu, im Thurgau und Freiamt regierten dagegen nur die 7 Orte Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, also mit Ausschluß von Bern. Jeder Stand schickte der Reihenfolge nach auf die Dauer von zwei Jahren einen Landvogt, der die Einkünfte bezog, die wehrfähige Mannschaft befehligte und die Strafgerichtsbarkeit mit Ausnahme der Malefizfälle ausübte. Da nun Glarus seit 1623 immer zweimal einen evangelischen und das dritte Mal einen katholischen Vogt sandte, so war die Grafschaft Baden in einem Zeitraum von 48 Jahren 32 Jahre von katholischen Vögten und nur 16 Jahre von evangelischen regiert, es stellte sich somit das Verhältniß der Konfessionalität der Landesregierung wie 2 : 1. In der Landgrafschaft Thurgau und den freien Aemtern war aber das Uebergewicht der katholischen Stände ein noch viel bedeutenderes; hier regierten in einem Turnus von 42 Jahren die katholischen Vögte 32 Jahre und die evangelischen nur 10 Jahre. Das Verhältniß ist also hier für die katholischen Stände gleich mehr als 3 : 1.

Im Jahre 1655 und 1656 regierten in allen drei Vogteien katholische Landvögte, in der Landgrafschaft Thurgau Jost Zweifel von Glarus, in der Grafschaft Baden Johann Franz Reding von Schwyz und in den Freiamtern Jacob Wirz von Unterwalden, dem als Landschreiber Beat Kaspar Zurlauben von Zug zur Seite stand.

Die Vogteien der Grafschaft Baden und des Freiamtes erhielten aber im vorwüfigen Streite noch eine besondere Wichtigkeit durch ihre geographische Lage, welche für die reformirten Stände unver-

kennbare militärische Nachtheile mit sich brachte. Indem nämlich diese Vogteien als ein schmaler, von Norden nach Süden gehender Terrainstreifen die reformirten Stände der Westschweiz von denjenigen der Ostschweiz trennen, bilden sie gewissermaßen eine Barriere oder ein Hinderniß für die eventuelle Vereinigung der Streitkräfte der reformirten Kantone, wenn eine solche zum Zwecke gemeinsamer militärischer Operation nöthig werden sollte. Allerdings konnte das Betreten des gemeinschaftlichen Herrschaftsgebietes durch Streitkräfte von Zürich und Bern zum Zwecke des Durchmarsches von einem Ort zum andern von den Katholischen nicht als *Casus belli* betrachtet werden, weil den Mitregenten das Recht der jederzeitigen Betretung des gemeinen Herrschaftsgebietes unzweifelhaft zustand, Bern wenigstens für die Grafschaft Baden. Allein die katholischen Stände konnten diesem Durchzuge entgentreten, wenn er einen gegen die katholischen Stände gerichteten feindseligen Zweck anstrebte, sei es, daß der Krieg mit denselben bereits erklärt war, oder auch nur als nahe bevorstehend betrachtet werden konnte. In solchem Falle befanden sie sich im Vortheil, weil ihre Vögte zur Zeit in den gemeinen Herrschaften das Regiment führten und das dortige „Herrschaftsvolk“ befehligten. Nun geht durch die gemeinsamen Herrschaften Baden und Freiamt der beträchtliche Wasserlauf der untern Aare und Reuß, der für die Cooperationstendenzen der evangelischen Stände zu einem militärisch sehr bedeutsamen Hinderniß werden konnte, wenn die katholischen Stände die sogenannten Pässe, d. h. die Brücken und Fähren besetzten oder zerstörten. Ueber die Reuß-Aarelinie gab es in damaliger Zeit nur folgende Brücken: Gislikon, Sins, Bremgarten und Mellingen. Davon lagen die Brücken von Gislikon und Sins ganz zwischen katholischem Gebiet (Luzern — oberes Freiamt — Zug) und konnten somit für die reformirte Kriegführung nicht in Betracht kommen; die Brücken von Bremgarten und Mellingen waren aber durch die Fortifikationen dieser beiden Städte gedeckt und daher ohne Belagerung oder energische Beschießung nicht in die Gewalt zu bringen, Sodann konnte die Benutzung der Brücken durch Brand oder sonstige Zerstörung noch im letzten Moment verunmöglicht werden. Außer diesen vier Brücken gab es Fähren in Mühlau, Lunkhofen, Windisch und Stille, welche aber durch Zerschneiden des Fahrseiles oder Zer-

störung des Fährschiffes leicht unbenutzbar gemacht werden konnten. Diese Verhältnisse hatten für die Evangelischen um so größere Bedeutung, als in dem damaligen Kriegswesen der Eidgenossen der Pontontrain eine völlig unbekannte Sache war.

Außer dieser Länderscheide der Grafschaft Baden und des Freiamtes kamen für den Kriegsfall auch die Grenzen der katholischen Orte in Betracht, die unter Umständen vertheidigt werden mußten. Betrachtet man die Grenzverhältnisse Luzerns und der inneren Kantone, so erschien, am linken Flügel beginnend, zunächst die ins Unterwaldnerland führende Gebirgspforte des Brünig als gefährdet, dann aber insbesondere die von dort in einem weiten Bogen gegen Norden ausspringende Luzernergrenze, welche vom Brünig bis zum Lindenberg vom Kanton Bern umgeben wurde und zum größten Theil ganz offenes Gelände zeigte, über welches insbesondere die Wege von Schongau, Langnau, Huttwyl, Langenthal, Zofingen, Schöftland, Kulm und Seon in das Innere des Kantons hineinführten. Für Zug und Schwyz kamen die Invasionslinien von Affoltern und Kappel in Betracht, sowie diejenigen, welche vom Plateau von Schönenberg über die Bellenschanze diesseits des Zürchersees und dann über Rapperschwyl oder Uznach jenseits desselben nach dem Kanton Schwyz führen. Besonders gefährdet erschien Rapperschwyl, das unter der Schirmherrschaft der Stände Uri, Schwyz und Unterwalden stand und seit alter Zeit auf die Zürcher eine große Anziehungskraft ausübte. In Folge dessen berieth denn auch bereits am 24. Oktober eine Konferenz der Schirmorte Rapperschwyls mit Abgeordneten der Stadt über die zweckdienlichen Mittel zur „Verwahrung des Orts“.

Diese territorialen Verhältnisse beschäftigten die beiden Parteien von Beginn des Arther Konflikts an. Nebenbei wurden aber auch die mehr oder weniger ernst gemeinten Versuche zur Beilegung des Streites fortgesetzt. Naturgemäß bleiben die Zürcher hiebei auch fernerhin die Fordernden. Nachdem ihr Begehren auf Herausgabe der Güter der Ausgewanderten abgelehnt worden war, wurde dem Petitum eine allgemeinere Form gegeben. Am 24. Oktober erschienen Gesandte von Zürich, Bern, Glarus, Basel, Schaffhausen und Appenzell A.-R. vor dem zweifachen Landrath von Schwyz und schlugen in der Angelegenheit das eidgenössische Recht dar. Auch

damit wurden sie abgewiesen. Man trennte sich mit der nichtigen Zusage gegenseitiger schriftlicher Erörterungen. Es folgte am 5. November in Luzern die Konferenz der sieben katholischen Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg. „Die abschlägige Antwort, welche Schwyz der evangelischen Gesandtschaft gab, wird gutgeheißen und einhellig befunden, daß Schwyz wohl befugter Weise das Rechtsbot ausgeschlagen habe, weil man die katholische Religion in keinen Rechtskompromiß setzen könne, daß eben deßhalb auch zu Anstellung einer allgemeinen Tagsatzung kein Glimpf noch Anlaß gegeben sei, und daß jeder Ort alles in Bereitschaft setzen solle, um denen von Schwyz mit Leib, Gut und Blut beizustehen, endlich daß Bern durch Freiburg, Solothurn und Wallis zu bedrohen und von der Verbindung mit Zürich zurückzuhalten sei. Ueber Rapperswyl, den so hochwichtigen Posten, soll Schwyz wachbare Aufsicht halten.“ Hierauf wurde, mit Ausschluß von Freiburg und Solothurn, von den fünf in den gemeinen Herrschaften mitregierenden Ständen über die Rüstungen im Freiamt mit dem dortigen Landvogt und Landschreiber Rathes gepflogen. „Man trug ihnen auf, den Abgang der Musketen durch neue Anschaffungen zu ergänzen, einstweilen zwar keine Wachen auszustellen, aber sonst Wachsamkeit zu üben und wichtige Vorfälle durch Expresse nach Luzern und Zug zu berichten.“ Folgenden Tages wurden die allgemeinen Rüstungen der katholischen Orte, sowie die Beistellung der Mittel für eine allfällige Mobilmachung besprochen: „Der Nuntius soll ersucht werden, sich beim heiligen Vater dafür zu verwenden, daß er mit Geld zu Hilfe komme. Landamman Zweyer soll als Abgeordneter nach Wallis gehen, um die Landschaft zu bewegen, daß sie im Einverständniß mit Freiburg und Solothurn Bern in Schranken halte. Freiburg soll dem Herzog von Savoyen die gemeinsame Angelegenheit zur Kenntniß bringen und empfehlen. Endlich soll jeder Ort auf das Aeüßerste sich gefaßt halten, bei eintretender Gefahr Luzern, Uri und Unterwalden eine Anzahl Mannschaft mit guten Offizieren und Munition nach Schwyz zu Hilfe senden, endlich jeder Ort einen kriegserfahrenen Herrn mit Schreiber auf künftigen Dienstag nach Küsnacht zur Aufstellung eines Kriegsrathes abordnen und seine besondere Ortsstimme nach Luzern senden zum Zweck der Aufforderung der ennetbirgischen Landschaft, Zuzug zu leisten.

Der am 10. November in Kufnacht versammelte Kriegsrath war von Abgeordneten der fünf katholischen Orte besucht. Er traf zunächst Verfügungen über die Besetzung und Vertheidigung der „Pässe“ an der Reuß-Aarelinie. Die Sinser Brücke soll durch 100 Mann aus dem Amt Meienberg besetzt werden, 400 Freiämter sollen Bremgarten, 300 Mellingen besetzen. Der Landvogt von Baden soll beim Fahr Stille „eine scharfschneidende Axt“ und ein „Schärmesser“ halten, damit eintretenden Falls die Fahrseile abgeschnitten werden können. 300 Freiämter sollen „an einem vortheiligen Ort“ gegen die Berner Grenze aufgestellt werden. Da die Freiämter mit „Krud und Loth“ schlecht versehen sind, so soll der Landvogt für das Erforderliche sorgen, sodann die nöthigen Offiziers („den Unterthanen genehme Amtslüte“) erwählen und für das Kelleramt 100 Mann taugliche Reiter „uff Traguner wyß“ in Bereitschaft halten. Im Weitern wurden Vertheidigungsmaßregeln für Uznach und Gaster, Sargans und Thurgau getroffen und endlich als allgemeine Verhaltungsmaßregel festgesetzt, „daß, sobald man merkt, daß die Züricher ausziehen, so soll man in allen Orten aufbrechen, um ihnen den Vorthail nicht zu lassen.“ Ueberhaupt soll „sobald ein Theil feindlich an die Grenzen des andern zieht, der Krieg erklärt sein. Alsdann sollen die Fähnlein von Stadt und Land mit aller Macht und nachfolgend die Panner dem Feind entgegenziehen mit voller Kriegsrüstung.“

Aber auch auf evangelischer Seite blieb man nicht unthätig, wenn gleich jeder Ort mehr nur für sich und ohne gemeinsamen Plan rüstete. Insbesondere war es Zürich, das mit der Kriegsrüstung schon bald und mit lebhaftem Eifer begann. Anfangs November wählte der geheime Rath einen engern Kriegsrath von acht Mitgliedern. Das Kloster Kappel und das Schloß Wädenswyl wurden befestigt und mit Mannschaft und Geschützen versehen. Hierauf legte man auch noch an andern Punkten der Grenze Schanzen an, so bei Oberwyl (östlich Bremgarten), dann bei Rüti und Bübikon (nördlich Rapperswyl). Dieß hinderte nicht, daß die am 16. bis 19. November in Aarau tagende Konferenz der sechs evangelischen Orte Zürich, Bern, Glarus, Basel, Schaffhausen, Appenzell A.-R. beschloß, „Luzern wegen der hin und wieder wahr zu nehmenden Kriegsrüstung der katholischen Orte um eine Erklärung anzugehen

und zur Abstellung solcher Dinge aufzufordern.“ Im Fernern wurde beschlossen, „die Angelegenheit der Flüchtlinge von Arth nicht bloß als zürcherische, sondern als gemeinsame Sache der evangelischen Orte zu behandeln.“ Zürich und Bern hatten ihre dießmaligen Gesandten als Kriegsräthe bestellt „auf so lange, bis man zu Feld ziehen wird,“ und den übrigen Orten empfohlen, ihre Ernennungen ebenfalls zu befördern.

Wie bedrohlich aber auch die Dinge schon Mitte November standen, es vergingen doch noch fast zwei Monate, bevor der Streit in helle Kriegsflammen ausbrach. Die Hand, die den Degengriff bereits erfaßt hatte, zögerte vorerst noch das scharfe Eisen zu ziehen. Zwar haben die katholischen Orte bereits auf ihrer Konferenz vom 5./6. November in Luzern beschlossen, „einer allgemeinen Tagleistung, die zu einer Thädigung oder sonst nachtheiligen Prozedur führen könne, auszuweichen,“ und scheint auch Zürich mit Ungeduld dem unvermeidlich geglaubten Ausbruch des Krieges entgegengesehen zu haben, von dem es eine bedeutende Erweiterung seines politischen und konfessionellen Einflusses erwartete. Immerhin schrieb Zürich, auf das Begehren des französischen Gesandten und der Stände Bern und Solothurn, auf den 21. November eine allgemeine Tagsatzung der XIII Orte nach Baden aus. Die Tagherren besammelten sich, allein es ist für den Geist, der sie beseelte, zum vornherein charakteristisch, daß es der französische Gesandte De la Barde war, der dabei den Nicolaus von der Flüe spielen mußte. Es ist wahr, er entwickelte bei dem Anlaß eine glänzende Beredtsamkeit, sprach von den Segnungen des Friedens, von den Schrecken des Bürgerkrieges, wies auf das durch den dreißigjährigen Krieg verwüstete Deutschland hin, und beschwor die Gesandten, um so geringfügiger Sache wegen nicht das Glück und den Bestand der Eidgenossenschaft aufs Spiel zu setzen. Nur Schade, daß die Tagherren ganz genau wußten, wie sehr gerade jetzt der französische König die Schweizersoldaten brauchte, und wie unbequem ihm daher der Bürgerkrieg in der Eidgenossenschaft sein mußte. Die Hauptfrage war natürlich die, ob Schwyz über das Begehren von Zürich auf Herausgabe des Vermögens der ausgewanderten Arther das eidgenössische Recht anzuerkennen habe. Bei der im Ausstande von Zürich und Schwyz durch die übrigen elf Orte gepflogenen Berathung erklärten die acht katholischen Orte, „daß sie den Stand

Schwyz bei der wahren Religion, Souveränität, Freiheit, Judikatur und Gerechtigkeit schützen würden und das Rechtsbott als unzulässig betrachteten.“ Dagegen verwendeten sie sich bei den Gesandten von Schwyz, daß dieser Ort das fernere Schanzen unterlasse und mit der Exekution gegen die gefangenen Arther zuwarte, was dieselben bei ihrer Regierung zu unterstützen versprachen. Anderseits hatte sich auch Bern bei den Gesandten von Zürich für die Einstellung der Fortifikationen verwendet, worüber auch diese ihrer Regierung zu „referiren“ versprachen. Im Uebrigen verstrich die Tagsatzung resultatlos. Kaum daß man sich endlich noch einigen konnte, den Berner Schultheiß von Graffenried und den Luzerner Schultheiß Dulliker um Vorschläge zu irgend einer Verständigung zu ersuchen, welche denn auch nach gepflogener Berathung den Antrag stellten, „man solle sich aller weiteren Rüstungen enthalten, einzig etwa in den aufgeworfenen Schanzen noch Wachen unterhalten, dagegen Handel und Wandel ungestört lassen, unterdessen über die Verhandlungen den Obrigkeiten relatiren, durch die evangelischen Stände Zürich, durch die katholischen Schwyz zu dem Entschlusse zu bewegen suchen, daß sie ihrer Hoheit und Judicatur unbeschadet den Entscheid den sämtlichen Gesandtschaften anheimstellen wollten, und sich sodann am 28. Dezember wieder in Baden zu einer weiteren Tagsatzung versammeln.“ Dieser Antrag wurde auf Wohlgefallen den sämtlichen Gesandtschaften zugestellt und damit am 8. Dezember die Tagsatzung geschlossen.

Die Gesandten verließen Baden mit der Ueberzeugung, daß der Krieg unvermeidlich geworden sei, und intensiver als je wurden von beiden Seiten die Rüstungen fortgesetzt. Nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa erregte der in strenger Winterzeit sich erhebende Bruderzwist der Eigenossen das größte Aufsehen.

Wie akuter die Verhältnisse wurden, um so mehr trat an die beim Streit nicht direkt betheiligten Stände der beidseitigen Religionsgenossenschaften die Nöthigung heran, sich über eine aktive Betheiligung am Kriege, falls er nicht zu vermeiden war, schlüssig zu machen.

Auf katholischer Seite stunden von Anbeginn die fünf Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug fest und einmüthig zusam-

men. Ebenso sehr wie der konfessionelle Standpunkt einigte sie die Solidarität materieller Interessen. Die Niederlage von Schwyz konnte auch den Herrschaftsrechten der übrigen vier Stände gefährlich werden. Der Eifer, welchen die Zürcher in der Frage an den Tag legten, war nicht unverdächtig und es konnte den katholischen Ständen nicht entgehen, daß Zürich im Falle einer Niederlage der Schwyzer sich nicht mit einer ihm convenablen Erledigung des Arther Streites begnügen werde. Es war anzunehmen, daß der Sieg der Evangelischen mit Nothwendigkeit einer Revision des Religionsfriedens von 1531 und damit einer Neuordnung der Herrschaftsverhältnisse in den gemeinen Vogteien rufen werde, wobei die übrigen vier katholischen Stände natürlich in Mitleidenschaft gezogen werden mußten, und unter allen Umständen nur verlieren konnten. Es war daher natürlich, daß sie sich von Anfang an als mit Schwyz solidarisch erklärten. Die übrigen katholischen Orte hatten an den gemeinen Herrschaften keinen Antheil, es fehlte ihnen daher der materielle Grund für eine aktive Kriegsbetheiligung, weshalb sie sich der Theilnahme an den geheimen Kriegsrathssitzungen der fünf Orte von Anfang an enthielten. Solothurn und Freiburg, die dießfalls zunächst in Betracht kamen, waren auch durch die geographische Lage ihres Gebiets theils zu isolirt, theils von Bern und Basel zu direkt bedroht, um nicht fürchten zu müssen, im Falle des Beitritts zur Kriegserklärung von diesen Nachbarn erdrückt oder doch am Zuzug behindert zu werden. Die Rolle des Friedensstifters schien ihnen die sicherere und dankbarere.

Auf evangelischer Seite stund zuvörderst nur die Kriegsbetheiligung von Zürich außer Frage. Bezüglich Bern trug man sich im katholischen Lager noch lange mit der Hoffnung, daß dieser mächtige Staat sich nicht zur aktiven Theilnahme am Kriege entschließen werde. Man gab sich der trügerischen Vermuthung hin, Bern werde in Folge des noch nicht völlig pazifisirten Zustandes seines alten Landestheils kaum im Stande sein, mit der erforderlichen Kraft in einem außerkantonalen Kampfe aufzutreten. In der That scheint auch die Berner Regierung wenigstens bis zur eben beendigten Tagsatzung auf eine gütliche Beilegung des Konfliktes hingearbeitet zu haben. Die übrigen evangelischen Stände hatten zwar an der Konferenz vom 16.—19. November in Aarau ebenfalls zu

dem Beschlusse mitgeholfen, „daß die Angelegenheit der Flüchtlinge von Arth nicht bloß als zürcherische, sondern als gemeine Sache der evangelischen Orte zu behandeln sei.“ Indessen war damit eine materielle Betheiligung sämmtlicher am Kriege doch nicht ausgesprochen, und hatten sie dazu um so weniger Veranlassung, als sie materiell in den gemeinen Herrschaften nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten. Vom religionspolitischen Standpunkte aus mochte ihnen die moralische Unterstützung der Religionsgenossen genügen und vom patriotischen das Werk des Vermittlers und Friedensstifters als das verdienstvollere erscheinen. Unterlag Zürich und Bern, was bei den Machtverhältnissen derselben im Vergleiche zu den fünf katholischen Orten doch nicht wahrscheinlich war, so durften sie hoffen, es werde diese Niederlage für die evangelische Sache kaum eine schlimmere Folge haben als die Bestätigung des status quo ante. Das konfessionell getheilte Glarus erklärte sich neutral und ebenso die beiden Rhoden von Appenzell und Stadt und Bischof von St. Gallen.

Nach dem unbefriedigenden Ausgang der Badener Tagsatzung steuerten die Parteien mit jener geschäftigen Heimlichkeit dem Krieg entgegen, welche den Gegner nicht wissen lassen soll, wie sehr man sich anstrengt, ihm in den Rüstungen zuvorzukommen. Noch während der Tagsatzung selbst hielten die fünf katholischen Orte einen geheimen Kriegs Rath, der das Wesentliche über Truppenstärke und Besammlungsort ihrer Kontingente festsetzte und uns den ganzen Kriegsplan der Katholiken deutlich erkennen läßt. Und dieser Kriegsplan war in der That nicht schlecht entworfen. Er zerfiel in die Bestimmungen über die Objekte der äußeren Vertheidigung und in die Verfügung über die Hauptmacht. Zu ersteren gehörte das Freiamt, welches nach den bereits mitgetheilten Küssnachter Beschlüssen von den dortigen Vogtsleuten vertheidigt werden sollte, in dem Sinne, um eine Vereinigung der Evangelischen über die Reuß-Aarelinie zu verhindern. Im Osten sollte das als besonders bedroht erscheinende Rapperswyl durch 2000 Schwyzer, 500 Urner und 500 Nidwalder besetzt werden. Die Eingänge von Wädenswyl her über Wollerau oder Schindellegi nach Schwyz waren durch den zweiten Auszug von Schwyz nebst seinen Unterthanen zu sichern

und ebenso wurde auch die Besetzung der Brücken von Wesen, Ziegelbrück und Grünau der Mannschaft dieses Standes überlassen.

Die Hauptmacht der 5 Orte aber, in der Gesamtstärke von nicht weniger als 9000 Mann, wohl so ziemlich alles, was sie an wehrhaften Männern aufzuweisen hatten, sollte sich in Zug besammeln und zwar in zwei Auszügen:

Der erste Auszug zu 4100 Mann (von Luzern 2000, von Nidwalden 600, von Zug 1500); der zweite Auszug 4900 Mann (von Luzern 2000, Obwalden 600, die welschen Vogteien 1000, Uri 800, Nidwalden 500).

Auf den vorgeschobenen Flügeln defensiv, in der Mitte aktionsfähig, konnte die im central gelegenen Zug vereinigte Hauptmacht von hier aus sowohl die bedrohten Flügel an der Reuß und am oberen Zürchersee, wenn es Noth that, rasch unterstützen, als auch offensiv auftreten, sei es durch den Marsch auf Zürich, wobei man in der linken Flanke durch die befestigte und besetzte Reußlinie gegen die Berner gedeckt war, oder aber durch einen Marsch über die Reuß gegen die Berner, wobei wiederum die Reußlinie nach der andern Seite gegen eine Bedrohung durch Zürich, deckte. Kurz, man hatte durch die Aufstellung der Hauptmacht bei Zug den Vorthail der inneren Linie, von der man den getrennten Feind mit gesammter Macht aufsuchen und schlagen konnte, auf seiner Seite.

Eine Schwäche freilich hatte der Plan, er berücksichtigte zu wenig Kanton und Stadt Luzern. Wir verstehen daher die Bemerkung, welche die Gesandten von Luzern machten, daß ihr Kanton zu hoch angelegt worden sei, weil er auch noch die eigenen Grenzen gegen Bern zu vertheidigen habe, eine Befürchtung, die nur einigermaßen beschwichtigt wurde durch die Hoffnung, daß Bern an der Entfaltung einer bedeutenden Macht durch seine inneren Verhältnisse verhindert sein werde. Schließlich wurde noch beschlossen, „es sollen, wie vor der Kappeler Schlacht, auch jetzt aus jedem Orte sechs andächtige Frauen nach Einsiedeln gesandt werden, um abwechselnd in der heiligen Kapelle Gottes Hilfe und seiner sel. Mutter Fürbitte ohne Unterbruch anzurufen.“

Am 13. und 14. Dezember hatten die 5 katholischen Orte wiederum eine Konferenz in Luzern, auf der die kriegerische Stim-

mung bedeutend gedämpft erscheint. Wahrscheinlich hatte man von den inzwischen erfolgten Rüstungen Berns Kenntniß erhalten. Man kam überein, „Boten nach Bern, Basel und Schaffhausen zu senden, damit diese drei Orte sich ins Mittel legen möchten, vor Ergreifung weiterer Maßregeln das Resultat dieser Gesandtschaften abzuwarten, unterdessen keinen Anlaß zu Feindseligkeiten zu geben, als gute Hut zu beobachten, sich an die höchsten Häupter der katholischen Kirche zu wenden, die päpstliche Heiligkeit um eine Geldsumme und ihr Fürwort bei dem Kaiser zu ersuchen, bei Spanien, Frankreich und Savoyen zu bewirken, daß sie den Gegner von einem Attentat abmahnen oder aber die katholischen Orte schützen, endlich aber beim Gubernator zu Mailand das Gesuch um Geld und spanisches Volk zu Fuß oder zu Pferd zu erneuern.“

Auch auf evangelischer Seite wurden die Separat-Konferenzen fortgesetzt, und ebenso die Bemühungen um fremde Unterstützung. Letztere schienen einigen Erfolg zu versprechen. In einer Konferenz in Genf versprachen die englischen und holländischen Gesandten Zürich und Bern, den Beistand ihrer Regierungen, ersterer in Geld ziemlich sicher, letzterer weniger bestimmt. Genf sagte den Evangelischen alle mögliche Hilfe zu und hielt vor der Hand 300 Mann zur Unterstützung bereit.

Am 18. Dezember lud Bern die evangelischen Orte und Zugewandten auf den 26. Dezember zu einer Konferenz nach Brugg ein und begleitete die Einladung mit der Mittheilung, daß der große Rath von Bern den Beschluß gefaßt habe, sofern gütliche Mittel bei Schwyz nicht verfangen, und dasselbe auch das Rechtsbot ausschlage, dann mit der Stadt Zürich Lieb und Leid zu theilen.“ Auf dieser Konferenz bat Zürich inständig, „seine Sache mit Schwyz als eine gemeinsame aller evangelischen Orte anzusehen, und wenn Schwyz das Recht nochmals ausschlage, dieses als Bruch der Bünde und Landfrieden anzusehen und Ernst zu gebrauchen.“ Es vermochte jedoch die Mitstände zu keinem eigentlichen Kriegsbündnisse mit fortzureißen. Selbst die Gesandtschaft von Bern wollte sich nicht unbedingt der letzt ausgesprochenen Folgerung anschließen, sondern freie Hand vorbehalten. So kam es denn zwischen den evangelischen Orten vor Jahreschluß zu keinerlei Kriegsverabredung oder

Feldzugsplan, und was etwa den späteren Schlußnahmen der Regierungen unvorgreiflich zwischen den militärischen Autoritäten von Bern und Zürich vertraulich verabredet und besprochen werden mochte, läßt sich entfernt nicht vergleichen mit dem runden und klaren Kriegsabkommen und Feldzugsplan der fünf katholischen Orte.

Inzwischen war aber ein Ereigniß eingetreten, welches die Leidenschaften auf einen Grad erhitzte, der den baldigen Kriegsausbruch mit Sicherheit erwarten ließ und auch das noch zögernde Bern mit sich in den Kriegsstrudel riß. Schwyz hatte nämlich nach durchgeführtem Kriminalprozeß, bei dem die Folter nicht gespart wurde, die Exekution über die gefänglich eingezogenen Verwandten der Arther Emigranten vollzogen, drei Männer und eine Frau enthauptet, einen Mann und zwei Frauenspersonen in die Inquisition nach Mailand abgeliefert und das Vermögen der Ausgewanderten confiszirt.

2. Das Heerwesen von Bern und Luzern.

a) Das Heerwesen von Bern.

Bern begann seine Rüstungen später und zögernder als Zürich und die Urkantone. Im Oktober gieng noch nichts von Belang. Im November traf man einige kriegsvorbereitende Verfügungen, die sich durch den ganzen Dezember fortsetzten. Eine der ersten Maßnahmen bestund in der Ernennung eines Obergenerals, wofür der Bezwinger des Bauernaufstandes von 1653, General Sigismund von Erlach, sich als die gegebene Persönlichkeit darbot. Als Kriegsräthe wurden ihm beigeordnet der Venner Frisching und der Bauherr von Grafenried. Der dem Obergeneral ausgestellte Gewaltsbrief läßt unschwer das unbegrenzte Vertrauen erkennen, das ihm seine Obrigkeit entgegenbrachte. Dasselbe zeigt sich noch in höherem Maße in der einige Wochen später erfolgten Schlußnahme des Rathes der Zweihundert, daß der General die Ansichten der beiden Kriegsräthe zwar anhören, aber nicht an dieselben gebunden sein solle. Unter diesen Verhältnissen ist der ganze Feldzug, soweit er die Betheiligung der Berner betrifft, so recht eigentlich sein Werk geworden

und verlohnt es sich, dem Ueberblick über das damalige Heerwesen Berns einige Personal-Mittheilungen über den Oberbefehlshaber selbst vorzuschicken.

Sigismund von Erlach, Freiherr von Spiez, war 1614 geboren, stund demnach zur Zeit des ersten Villmergerkrieges in seinem 41. Altersjahre. Seine Carriere war die militärische. Sechszehn Jahre alt trat er als Lieutenant in die Compagnie „Colonelle“ seines Verwandten Johann Ludwig von Erlach, zeichnete sich 1638 als Hauptmann bei Wittenweyer aus und wurde von Bernhard von Weimar auf dem Schlachtfelde von Breisach zum Major ernannt. 1640 Oberstlieutenant geworden, warb er vier Jahre später ein deutsches Infanterieregiment, mit dem er 1648 bei Lens und vor Cambrai kämpfte, was ihm die Ernennung zum Generalmajor eintrug. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er 1652 Mitglied des Kleinen Rathes und 1653, wie schon erwähnt, Oberbefehlshaber im Bauernkriege. Im folgenden Jahre befand er sich schon wieder in französischen Diensten und machte unter Turenne den Feldzug in der Picardie mit, kehrte aber gleich nachher wieder heim, und wurde kurz darauf, nämlich am 26. November 1655, zum „General der Republik Bern“ ernannt. Sigismund von Erlach war eine kalte, nüchterne und dabei hochfahrende und eitle Natur, seinem ganzen Wesen nach mehr Hofmann als Krieger. Es ist bezeichnend, daß er der erste Berner gewesen sein soll, der sich einer Carosse mit zwei nebeneinander gespannten Pferden bediente. Die nicht gewöhnliche Begabung des jungen Mannes erhielt durch das wechselvolle Lager- und Hofleben und die schlechten Praktiken der Zeit des dreißigjährigen Krieges eine Richtung, die sie für das eigene Land nicht fruchtbringend werden ließ. Ohne Verständniß für die wahren Bedürfnisse der Zeit und seines Heimatlandes, hat er weder in der Politik noch in dem sehr im Argen liegenden Heerwesen seiner Vaterstadt vorthellhaft gewirkt. Als Feldherr im Bauernkrieg zeigte er ebenso sehr Conivenz gegen die Zügellosigkeit seiner Mannschaft, wie Brutalität und unberechtigte Härte, ja Grausamkeit gegen die aufständischen Bauern.

Außer der Ernennung des Oberbefehlshabers und der beiden Kriegsräthe ergingen im November und Dezember mehrere Verfügungen über die Bereitstellung des Kriegsmaterials und der Mann-

schaft. So erhielt der Zeugherr die Weisung, „Musketen, Spieße und kurze Wehren für 3500 Mann bereit zu halten sammt allem Zubehör.“ Der Artilleriecommandant Willading hatte für die Bildung einer Artillerie von 16 Feldstücken zu sorgen. Bezüglich der Cavallerie wurden die welschen Amtsleute ermahnt, ihre Vasallen, d. h. die schwere Vasallenreiterei zu stündlicher Bereitschaftsstellung zu mahnen. Um aber auch „etliche Compagnien Draguner mit den mindesten Kosten aufzubringen“, wurde verfügt, daß aus jeder Infanteriecompagnie des Auszuges 20—25 Mann als Dragoner, also eine Art berittener Infanterie ausgehoben wurden. Sodann traf man Verfügungen über das Proviantwesen und ernannte in jedem Amt einen Proviantmeister. Durch eine öffentliche Bekanntmachung wurden sogar die vermöglicheren Bürger von Bern aufgefordert, sich auf ein Jahr zu verproviantiren. Die wichtigste Maßregel war aber wohl die auf den 4. Dezember angeordnete allgemeine Musterrung sämtlicher Wehrpflichtigen des „Auszugs und der übrigen Mannschaft“ im deutschen und welschen Kantonstheil, wobei auch die „Lärmplätze“ bezeichnet wurden, auf denen sie sich im Falle der Mobilmachung zu sammeln hätten.

Dann wurden mehrfache Verfügungen zur Aufstellung von geworbenen Truppen getroffen und endlich die obrigkeitlichen Schlösser im ganzen Gebiete des Kantons in Kriegszustand gesetzt, armirt, verproviantirt und mit Commandanten versehen, vor allem aus Arburg, Arwangen, Burgdorf, Thun, Murten, Arberg, Laupen, sowie die Neubrücke bei Bern, die Sense- und Gümnenenbrücke.

Seit dem Jahre 1628 war der Auszug des bernischen Heeres in sechs Regimenter eingetheilt:

Das Stadtreiment, das Unteraargauische Regiment, das Oberaargauische Regiment, das Oberländische Regiment, das I. welsche Regiment, das II. welsche Regiment.

Jedes Regiment bestund zur Zeit des Villmergerkrieges aus 10 (ausnahmsweise 12 resp. 13) Compagnien zu 200 Mann nebst 21 Ober- und Unteroffizieren. Der ganze Auszug umfaßte 66 Compagnien oder 13,000 Mann (die Cadres nicht eingerechnet). Die „übrige Mannschaft“, der sechs Regimentsbezirke bildete die Reserve und war in 118 Compagnien von ungleicher Stärke eingetheilt.

Zu diesen beiden Heereskategorien kam noch die Mannschaft der Hauptstadt, welche eine eigene Organisation hatte.

Sodann war es aber in Bern schon seit Jahrzehnten gebräuchlich, beim Eintritt politischer Verwicklungen, welche zu einer militärischen Machtentfaltung führen konnten, Soldtruppen anzuwerben. So bestand auch das bernische Heer, welches den kürzlich beendigten Bauernaufstand niederschlug, zu einem namhaften Theil aus Soldtruppen und natürlich waren die kaum vernarbten Unruhen in der ländlichen Bevölkerung nicht dazu angethan, das Vertrauen der Regierung in die Zuverlässigkeit der Miliztruppen zu heben. Zwar hatte man kürzlich erst (im Mai 1655) den im Bauernkrieg entwaffneten Landschaften die confiszirten Waffen wieder zurückgegeben, „um die Herzen der Unterthanen wieder gegen die Obrigkeit zu bewegen“, allein ein gewisses Mißtrauen in die Loyalität der Unterthanen war eben doch zurückgeblieben und im Hinblick auf die Art und Weise, wie die Regierung den Krieg und die ganze Angelegenheit behandelt hatte, gewiß auch nicht ganz ungerechtfertigt. Insbesondere schien Mißtrauen geboten gegenüber den im Bauernkriege meist betheiligten deutschen Landesgegenden, wogegen die Miliz der welschen Lande, da letztere sich am Bauernaufstande nicht betheiligt hatten, das volle Zutrauen der Regierung besaß.

Seien diese Befürchtungen bezüglich der deutschen Miliz nun begründet gewesen oder nicht, so viel stund zu jeder Zeit fest, daß die Soldtruppen die kriegslustigeren und auch militärisch geschulteren Truppen waren, denn nicht nur folgten sie freiwillig dem Kriegsruf, sondern sie bestunden auch zum weitaus größten Theil aus gewesenen Reisläufern, waren also eigentliche Berufssoldaten. Letzterer Umstand wog aber um so schwerer, je vernachlässigter die militärische Schulung der Miliz war. Unstreitig war das bernische Kriegswesen in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen und befand sich zur Zeit in einem ziemlich ungeordneten Zustande. Der Kriegsrath von Bern beschloß daher schon unterm 20. November, ~~im Fall man nothwendig die Gewehr ergreifen müßte, könnte die Anstalt gemacht werden, daß zu Biel, Genf, der Markgrafschaft Baden, dem Herzogthum Württemberg, wie auch beim Kurfürsten~~

von Heidelberg Völker geworben werden könnten.“ Indessen begnügte man sich doch thatsächlich mit der Werbung im eigenen Lande. Organisatorisch und taktisch genommen, bestand zwischen den Miliztruppen und den Soldtruppen kein Unterschied.

Wenn wir mit der Infanterie beginnen, so zerfiel dieselbe nach der Bewaffnung in die Musketire, die Pikenire oder Spießer und die Hellebardiere. Diese drei Abtheilungen waren trotz ihrer gänzlich verschiedenen Einübung und taktischen Verwendung im gleichen Compnieverband vereinigt, weil man davon ausgieng, daß die Compagnie als die unterste Einheit, welche ein Gefecht selbstständig durchführen kann, ebenso sehr der Fernfeuerwaffe, wie der Nahfeuerwaffe bedürfe, da das Gefecht aus der Einleitung und der Durchführung bestehe und jener das Feurgewehr, dieser die blanke Waffe entspreche. Bekanntlich hat sich das Feurgewehr sehr langsam Eingang verschafft. Noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war im Kanton Bern, wie anderwärts nur die Hälfte der Fußtruppen mit dem Feurgewehr, die andere mit der blanken Waffe ausgerüstet. Um die Mitte des Jahrhunderts überwog dann, in Folge der Erfahrungen, welche die Kriegskunst im dreißigjährigen Krieg gemacht hatte, bereits das Feurgewehr. Die Bewaffnung der Berner Fußtruppen im ersten Villmergerkrieg hatte daher bereits folgende Verhältnißzahlen: Auf eine Compagnie von 200 Gemeinen kamen 120 Musketire, 60 Spießer und 20 Hellebardiere. Freilich als dann bei Villmergen (wenn wir den Ereignissen kurz vorgreifen dürfen) die „kurzen Wehren“ des Feindes so mörderlich in den Reihen der Berner hausten, ist der Berner Kriegsrath nach beendetem Feldzug wieder schwankend geworden und hat das frühere Verhältniß von halb Feurgewehr und halb blanke Waffe vorübergehend wieder bergestellt, bis endlich mit Beginn des 18. Jahrhunderts die fast lächerlich einfache, aber die ganze bisherige Taktik in ihren Grundfesten erschütternde, in ihren Wirkungen alle vor- und seitherigen waffentechnischen Erfindungen weit hinter sich lassende Entdeckung gemacht wurde, daß man nur einfach die Spitze des Spießes als Bajonnet auf das Schießgewehr zu stecken brauche, um Schieß- und Spießer in einer Person zu haben. Mit dieser Einheitsbewaffnung haben die Berner 56 Jahre später in der zweiten Villmergerschlacht für ihre Niederlage von 1656 Revanche genommen.

Das Gewehr, welches die Berner in der ersten Villmergerschlacht

trugen, hatte noch ein Luntenschloß (sogen. Schnapperschloß) und wurde zum Abschießen auf eine Gabel gelegt, die der Musketier bei sich trug. Gleichsam versuchsweise ließ der Kriegsrath jeder geworbenen Compagnie 6 „Füsi“ (Steinschloßgewehre) austheilen. Eine Einheit im Kaliber (gleichlöthige Gewehre) wurde angestrebt, war aber noch nicht vorhanden. Die Spieße hatten die ansehnliche Länge von 18 Fuß und waren „kriesbäumen“. Daß man, trotz der schon zweihundertjährigen Bekanntschaft mit dem Schießpulver, in Bezug auf Bewaffnung noch ganz in den alten Traditionen steckte, beweist wohl am besten der Umstand, daß die Spießer und Hellebardiere den angeseheneren Theil des Heeres bildeten, sich aus den vermöglicheren Leuten rekrutirten, eine ehrenfeste Kerntruppe von Hoplitens waren, die Mann gegen Mann kämpft und den schließlichen Ausschlag gibt, gegenüber den leichter bewaffneten, aus der Ferne wirkenden, den Kampf nur einleitenden und vorbereitenden Musketieren. Außer der Hauptwaffe trug jeder Mann als Seitengewehr ein Schwert, oder auch nur ein Beimesser, Dolch oder Mordaxt, die Spießer und Hellebardiere nicht selten noch das lange Schlachtschwert, den Zweihänder. Den Körper schützte nicht selten ein Harnisch, mit oder ohne Bein- und Armschienen, und jeder, auch der Musketier mußte wenigstens eine eiserne Sturm- oder Bickelhaube haben. Patronen und Patrontaschen gab es noch keine, beide wurden erst 1712 eingeführt. Der Kriegsrath schrieb den Musketieren vor, für die Aufbewahrung der Munition ellenlange und breite Säcke von grobem zwilchnem Tuch mitzubringen und die Patronen selbst zu machen. Es gab auch keinen besonderen militärischen Uniformrock, vielmehr trug jeder sein bürgerliches, besseres Kleid. Erst zwanzig Jahre später wurde eine Art Uniformirung in der Weise eingeführt, daß der Rath den Amtsleuten den Befehl ertheilte, die Wehrpflichtigen zur Anschaffung von langen, grauen, guttüchenen Casaquen „zu vermögen“. Man liest aber noch einige Zeit nachher in einer „Musterungsrelation“ des unteraargauischen Regiments, daß die dortige Mannschaft mit Casaquen zwar ziemlich wohl versehen sei, „doch seien ihr noch immer die rothen Wollhemden nicht zu benehmen, und viele in denselben erschienen, als wenn solche schöner und besser wären.“ Jedes Regiment war von einem Oberst commandirt, dem als Stabsoffizier ein Oberstwachtmeister und ein Oberstlieutenant

zur Seite stand. An der Spitze der Compagnie stand der Hauptmann mit einem Lieutenant, dazu kamen: 1 Fähnrich, 3 Sergeanten, 3 Unteroffiziere, 6 Corporale und 6 Gefreite. Jede Compagnie hatte ihre eigene Fahne. Voraus gieng das Spiel, bestehend aus zwei Trommlern und einem Pfeifer, ihm folgte die Mannschaft, eingetheilt in Rotten zu 16—20 Mann. Mit der Instruktion stand es bitterbö. Zwar erschien bereits im Jahr 1613 ein gedrucktes Exerzierbüchlein über den Gebrauch der Musketen, welches von der Obrigkeit dringend empfohlen wurde. In der Hauptsache beruhte aber doch alles auf Freiwilligkeit. Die Verordnungen über periodische Waffenübungen wurden in den verschiedenen Amteien nur lax oder gar nicht vollzogen. Wenige Jahre vor dem Kriegsausbruche erschien eine neue Verordnung, nach welcher die Rottmeister ihre Mannschaft (und zwar vom 15.—55. Altersjahre) monatlich zwei Mal „jeweilen ein paar Stunden“ üben, die Hauptleute ihre Rottmeister „visitiren“ und die Amtsleute jährlich ein oder zwei Mal „Generalvisitationen“ abhalten sollen. Auch diese Verordnung scheint nie recht durchgeführt worden zu sein.

In der „Befehlschrift“ an die Rottmeister heißt es, „sie sollen mehr auf rechte Führung der Wehren, als auf die Wendungen geben“. Wie complizirt aber diese Handgriffe waren, geht daraus hervor, daß es für die Spießträger deren 18 gab und daß der Musketier 43 verschiedene Commandos kennen mußte.

Die Cavallerie bestand aus den waadtländischen Vasallenreitern und der bei Beginn der Kriegsbefürchtung aufgestellten Cavallerie-Compagnie des Obersten Lerber. Nach dem Kriegs-Etat von 1652 zerfiel die waadtländische Vasallenreiterei in drei Trupps oder Compagnien zu 72, 62 und 65 Mann, zusammen 199 Mann Controlstärke. Durch die Eroberung der Waadt, 1536, wurde Bern Lehensherr über eine Menge größerer und kleinerer Kriegs- und Edellehen, deren Besitzer zum Reiterdienst verpflichtet waren. Die Mannschaft war zum Theil noch ganz mittelalterlich gekleidet, trug Helm und Harnisch, mit oder ohne Beinschienen, und zur Abwechslung auch schon den Lederkoller und Federhut des 30jährigen Krieges, dagegen war die mittelalterliche Lanze schon seit geraumer Zeit durch den Fäustling oder ein langes Feuerrohr ersetzt worden. Von einer Instruktion war bei dieser Reiterei natürlich noch weniger die Rede als bei

der Infanterie. Sie „mußten von allen vier Winden zusammengerufen werden, waren theils in der Magistratur, theils bei den Regimentern der Fußtruppen employirt, theils alt und nicht mehr diensttauglich, theils hoffährtige Bursche, die sich zu gut dünkten, um neben dem gemeinen Volk als Gemeiner zu dienen.“

Die Reitercompagnie des Obersten Lerber hatte eine Stärke von 150 Mann und bestund, wie es scheint, größtentheils aus Auszügermannschaft der Infanterie, insbesondere der Pikeniere, „als gewöhnlich habhafte Leut und mit Pferden versehen sind“! Man ließ sie beritten einrücken und gab ihnen dafür zum ordentlichen Infanteristensold noch eine Krone Zulage. Diese Reiter waren nun auch in allen Theilen nichts anderes als berittene Infanteristen, gänzlich ungeübt und unerfahren in allem, was den militärischen Reiterdienst anbelangt und höchstens für den Ordonnanzdienst zu verwenden. Chef dieser vier Cavallerie-Compagnien von Waadt und Bern war der Feldmarschall Guy d'Audanger.

Die Kriegsmanuale sprechen nun zwar noch von zwei anderen Cavalleriecompagnien, die bei diesem Feldzuge vom Rathe der Stadt Bern aufgestellt wurden, nemlich den sogenannten „Rathsherrenreitern“ und der Compagnie des Rittmeisters von Bonnstetten. Diese beiden kommen aber hier weniger in Betracht, da die Rathsherrenreiter überhaupt nur für den Patrouillendienst in der Hauptstadt verwendet wurden und die Compagnie Bonnstetten sich zur Zeit der Schlacht erst auf dem Wege von Bern nach dem Unteraargau befand. Wenn wir daher die Mannschaftszahl der bernischen Reiterei, die bei Villmergen mitwirkte, auf 350 beziffern, so wird diese Zahl wohl eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein, obwohl die Schlachtbeschreibungen, sofern sie eine Schätzung der bernischen Reiterei überhaupt enthalten, darin viel höher gehen, einige sogar von 2000 Reitern sprechen.

Die Artillerie bestund aus 16 leichten Feldgeschützen, worunter 2 12Pfünder, 2 6Pfünder und 12 Feldstücklein von 3, 2 oder $\frac{3}{4}$ Pfund Geschoßgewicht. Die beiden 6Pfünder waren wohl die sogenannten „Breisacherinnen“, welche im Jahre 1648 von dem damals an der Spitze der weimarischen Armee stehenden Generallieutenant Ludwig von Erlach von Castelen der Stadt Bern als Neujahrsge-

schenk vermacht wurden und bei Villmergen verloren giengen. Unter den Feldstücklein befanden sich jedenfalls auch ein Theil der sogenannten Regimentsgeschütze, welche im Jahre 1649 in Bern eingeführt wurden, aus einem kurzen Rohr bestunden, dreipfündige Kugeln schossen und von nur einem Pferde gezogen wurden. Ueber eine ständige Zutheilung solcher Geschütze an die Infanterieregimenter geben unsere Quellen keine Anhaltspunkte. So viel man sieht, waren die 16 Stücke unter einem Commando vereinigt. Die Geschütze schossen außer der Vollkugel von Stein oder Eisen auch bereits Kartätschen, die anlässlich der Villmergerschlacht, wo ein Theil derselben dem Feinde in die Hände fiel, zum ersten Male genannt werden. Jedes Geschütz war mit 50 Schüssen versehen.

Die Artilleriemannschaft bestand aus den Büchsenmeistern, Schützen, Handlangern und Karrern. Davon waren nur die Büchsenmeister ständig angestellt; die Schützen bestunden aus Freiwilligen aus der Bürgerschaft, denen die Büchsenmeister von der Bedienung des Geschützes und der Schießkunst so viel mittheilten, als sie glaubten verantworten zu können, denn man betrachtete die Artillerieschießkunst als eine Art Staatsgeheimniß. Die Handlanger und Karrer spielten eine sehr untergeordnete Rolle, letztere mußten mit sammt den Pferden theils von gewissen Anstalten, wie Spitälern und ehemaligen Klöstern, theils von gewissen Gewerben, als Mühlen u. dgl., gestellt werden, aber nur innerhalb des betreffenden Amtes, so daß z. B. beim Zug des Heeres von Bern nach dem Aargau Pferde und Fahrer von Tag zu Tag wechselten, zuerst in Burgdorf, dann in Langenthal, dann in Zofingen u. s. w. Der Artilleriecommandant, Feldzeugmeister Willading, macht denn auch nach dem Feldzug in einem Memorial an den Kriegsath auf diesen unleidlichen Zustand des Trainswesens aufmerksam, „woraus große Confusion und Ungelegenheit entstanden sei, weil die Pferd und Züg nit allezeit parat und so der Marsch der Armee verhindert worden sei.“ Auch der Cavalleriecommandant Guy stellt in einer nach dem Krieg eingereichten Denkschrift die Nothwendigkeit der Errichtung eines wohl organisirten und gehörig eingeübten Traincorps vor, „indem man sonst bei jedem Anlaß Gefahr laufe, das Geschütz zu verlieren, weil die Karrer dasselbe lieber im Stiche ließen, als sich und ihre Pferde dem feindlichen Feuer auszusetzen.“

Zum Geschütz gehörten die Munitionswagen, Reiskasten oder Reiskasten genannt, von denen die einen das Pulver, die andern die Geschosse führten.

Eine größere Anzahl Wagen, beladen mit Feldgeräth aller Art, folgte dem Heer als Armeetrain.

Die Hilfsbranchen der Armee, Genie, Sanität, Verwaltung und Justiz lagen noch sehr im Argen. Eine Genietruppe im heutigen Sinne gab es überhaupt nicht. Von Feldlazarethen noch keine Spur. Die Verwundeten mußten sich nach der Schlacht von Villmergen auf eigene Kosten durch die Bruchschneider und Wundärzte der aargauischen Städte curiren lassen, wofür sie freilich nachher wieder Vergütung erhielten. Bezüglich der Verwaltung wurde zwar ein Generalproviandmeister mit Unterproviandmeistern ernannt. Sie scheinen sich aber nur mit der Anlage und Verwaltung von Etappenmagazinen beschäftigt zu haben. Ueber die Justiz weiß man nur, daß die Strafe des hölzernen Esels zur Anwendung kam und den Ausreißern und andern Verbrechern ein Ohr abgehauen wurde.

Was die Kampfformen anbelangt, so bewegte man sich noch ganz in der sogenannten Massentaktik, den „Regiments-terzien“, wie die kaiserlichen Heere des dreißigjährigen Krieges diese Schlachthaufen nannten, denen die Schweden dann kleinere und beweglichere Formationen gegenüber stellten.

Der nachmalige Berner Schultheiß Franz Ludwig von Erlach hat im Jahr 1612 in seinem Hausbuch die Regeln angegeben, nach denen man damals die Schlachthaufen bildete und in regelmäßige Vierecke zusammenstellte und wie lang und tief die Glieder sein mußten, bei zunehmender Stärke der Einheiten. Diese Grundsätze beherrschten im Allgemeinen auch noch die bernerische Taktik zur Zeit des ersten Villmerger-Krieges, nur bildete man keine größeren Schlachthaufen mehr als Regimentshaufen, und auch diese in der Regel nicht mehr in quadratischer, sondern in rechteckiger Form, wenn auch noch von bedeutender Tiefe. Die Schlachtordnung bildete nun so viele Rechtecke, als die Armee Regimenter hatte und zwar wurden dieselben in Linie nebeneinander gestellt und wenn die Front zu groß wurde, eine zweite Linie (Treffen) gebildet. Auf den Flügeln dieser Regimentsmassen und

in den Intervallen zwischen denselben wurden Reitercompagnien aufgestellt, oder auch einzelne Schützentrupps („verlorene Kinder“). Letztere stellten sich auch wohl hinter den Rechtecken versteckt auf, um im geeigneten Momente hervorzubrechen und mit ihrem Plänklerfeuer die feindlichen Haufen zu beunruhigen. Das Gros der Musketiere stand aber in Reih und Glied geschlossen vor oder neben den Spießern und zwar in der Weise, daß die Musketiere entweder die vorderen Glieder der Regimentshaufen bildeten, an die sich nach hinten die Glieder der Spießer und Hellebardiere anschlossen, oder daß sie auf den vier Seiten des Regimentshaufens aufgestellt waren, dessen Mitte dann die kurzen Wehren, d. h. die Spießer und Hellebardiere einnahmen. In jedem Falle waren, dem Wesen der Feuerwaffe ganz widersprechend, auch die Musketiere in so tiefer Aufstellung formirt, daß nicht alle gleichzeitig schießen konnten. Es schoß zuerst das erste Glied, lief dann hinter die Truppe zurück, sammelte sich dort und lud von neuem, oder es kniete das Glied, welches geschossen hatte, nieder und lud während das hintere über dasselbe hinweg seine Salve abgab. Im Uebrigen beruhte die Taktik auf dem Grundsatz, daß das Feuer den Kampf nur vorzubereiten habe, und das Schwergewicht und die Entscheidung in der Phalanx der Spießträger liege, die im darauf folgenden Nahkampfe das Gefecht mit der blanken Waffe, Aug in Aug mit dem Feinde durchzuführen habe. Man dachte eben, wie noch 150 Jahre später der russische Feldherr Suworoff, „die Kugel ist eine Thörin, aber das Bajonnet ist weise“. Erst in den Kriegen der neuesten Zeit hat sich dieser Grundsatz in sein Gegentheil verkehrt, heute ist der Feuerkampf alles, die blanke Waffe nichts.

Es gibt aus der Zeit des ersten Villmergerkrieges ein Reglement für die Uebung der Musketen und Spieße, welches der Oberstwachmeister Gränhoffer für seinen Compagniechef, „den Herrn Hans Jacob von Erlach, Freiherr zu Spiez und Hauptmann über eine Compagnie Eidgenossen in des aller christlichsten Königs aus Frankreich und Navara Leibgarderegiment“ verfaßte und das uns ein anschauliches Bild von der raffinirt ausgebildeten Formenspielerei des Exerzitiums einer damaligen aus Musketieren und Spießern bestehenden schweizerischen Compagnie in fremden Diensten gibt. Alle Aufstellungen bestehen in kunstvollen symmetrischen Figuren des Quadrates, des Recht-

eckes, des Kreuzes, Sternes etc., wobei immer die Schützen die vorderen oder seitlichen, die Spießer die hinteren oder inneren Glieder bilden. Die Darstellung dieser Formationen verlangte eine hohe Exerziergewohnheit, die man natürlich von einem zum größten Theil aus Milizen bestehenden Heere nicht verlangen konnte. Der Oberbefehlhaber des Berner Heeres im Villmergerkriege mußte froh sein, seine Compagnien nach langer Arbeit in einige Regimentsmassen zusammengestellt zu haben, wie es in alter Zeit geschah, als man von der Feuerwaffe noch nichts wußte. Von einer eigentlichen Entwicklung der Compagnien zum Gefecht konnte keine Rede sein. In der Regimentsmasse, in der man einmal formirt war, mußte man sich schlagen, und daß eine solche Taktik nothwendig auf ein ebenes freies Feld angewiesen war und falls sie nicht klägliches Fiasco machen sollte, Seitens des Feindes ein ähnliches Verhalten voraussetzte, in hügeligem, coupirten Terrain oder einem dort befindlichen Feinde gegenüber, in ihrer Unbehüllichkeit aber völlig versagte, liegt auf der Hand.

Sechshundfünfzig Jahre später ist das Berner Heer wiederum auf dem Schlachtfelde von Villmergen erschienen. Aber wie ganz anders ist seine Aufstellung geworden. Statt der tiefen Regiments-terzien besteht das Heer aus langen schmalen Bataillonslinien und statt des Lanzenwaldes inmitten des Kranzes der Musketen, trägt jeder Mann ein Steinschloßgewehr mit einem aufgesteckten Bajonnet. Die Lineartaktik des 18. Jahrhunderts ist an die Stelle der Massentaktik des 17. Jahrhunderts getreten, in welcher die Berner in der ersten Schlacht bei Villmergen noch kämpften.

b) Das Heerwesen von Luzern.

Das Schwergewicht der Streitmacht der fünf katholischen Orte lag natürlich in dem Heere, welches der Vorort der katholischen Eidgenossenschaft, Luzern, ins Feld stellen konnte. Schon frühzeitig sehen wir diesen Stand sich rüsten. Am 9. November fand eine „Musterung der Völker in allen Aemtern und Vogteien durch ihre erwählten Hauptleute“ statt und Tags darauf haben die Räthe und Hundert der Stadt Luzern „die Hauptleute zu den beiden Pannern und der Stadtfahne sammt den andern Kriegsämtern“ ernannt. Wir besitzen noch diese Ordre de Bataille in einer Vollständigkeit, wie sie das bernische Heer nicht bietet. Während sich das letztere unter

Zuhilfenahme der Werbetrommel zum großen Theil aus Improvisationen stückweise bildete, steht das luzernische Heer schon zur Zeit der erwähnten Anordnungen vom 9. und 10. November als ein wohlgegliederter nationaler Organismus vor uns. Es ist uns nicht nur die Zahl, Stärke und Zusammengehörigkeit jedes Truppenkörpers vollständig und deutlich überliefert, sondern auch die Personallisten der Commandostäbe bis zum letzten Pfeifer und Offiziersdiener hinab mit Rang und Namen jedes Einzelnen. Bevor wir jedoch das Wesentliche dieser Gliederung mittheilen, wird es nöthig, noch einige allgemeine Bemerkungen über das luzernische Heerwesen voranzuschicken.

Wie die Republik Bern, so war auch der Stand Luzern schon seit einiger Zeit vor dem Villmergerkrieg von dem System der Stellung von Contingenten durch die Aemter und Vogteien zur individuellen Dienstpflicht in gleich starken Compagnien fortgeschritten. Dieselben bestanden seit 1643 aus je 400 Mann zu 8 Rotten à 50 Mann, waren demnach einmal stärker als die Bernercompagnien. Auch in Bezug auf die Bewaffnung ist die luzernische Infanterie der bernischen nicht ganz conform. Nach der im Jahre 1655 aufgestellten Vertheilung der Mannschaft unter die Panner sollen auf eine Compagnie von 400 Mann, 200 Musketen, 100 Spieße und Harnische und 100 Hellebarden kommen. Da somit die Schießwaffe nicht stärker vertreten ist, als die blanken Waffen, so scheint das luzernische Heer wenigstens mit Bezug auf die Bewaffnung im allgemeinen Entwicklungsgange des Wehrwesens hinter dem bernischen zurückgeblieben zu sein. Insbesondere fällt die starke Vertretung der vorwiegend als Schlagwaffe gebrauchten Hellebarde auf, die bei den Bernern im Allgemeinen nur noch von der Fahnenwache getragen wurde. Wenn in der Villmergerschlacht gerade diese starke Vertretung der blanken Waffen im Heere der Luzerner den Ausschlag zu Ungunsten der Berner gegeben hat, so liegt der Grund dafür natürlich nicht in der Inferiorität der Feuerwaffe gegenüber der blanken Waffe, sondern einzig und allein in der fehlerhaften taktischen Verwendung des Feuergewehrs Seitens der Berner, nebst anderem Ungeschick.

Die Artillerie wurde wie in Bern von Mannschaften der Hauptstadt gestellt, und die Cavallerie bestand ähnlich der Milizreiterei

bei den Bernern aus einzelnen Ordonnanzen und aus „Dragonerweis“ ausgehobenen Wehrpflichtigen der Infanterie, deren Vermögensverhältnisse die Haltung eines Pferdes erlaubten. Ein eigentliches ständiges Cavalleriecorps gab es nicht. Das Offizierscorps wurde wie in Bern zum weitaus größten Theil von der Hauptstadt gestellt.

Von einer Uniformirung konnte auch bei den Luzernern zu dieser Zeit nicht die Rede sein. Der rothe Rock, welcher das Wehrkleid der Luzerner Miliz im 18. Jahrhundert bildete, war noch nicht eingeführt, vielmehr das gewöhnliche Sonntagskleid der Landleute auch ihr Wehrkleid im Feld.

Das ganze Wehrwesen erhielt seinen militärischen Charakter und Kitt durch die zahlreich vorhandenen Offiziere und Soldaten, welche früher in fremden Diensten gestanden und nunmehr heimgekehrt, ihre Mitbürger zu Stadt und Land in der Handhabung der Waffen unterrichteten, wie es Zeit und Gelegenheit und die etwaigen Verfügungen der Obrigkeit mit sich brachten. Neben ihren tüchtigen militärischen Praktiken übertrugen diese Lehrmeister in das einheimische Wehrwesen freilich auch mancherlei von den wilden Kriegsgebräuchen, die sie im dreißigjährigen Kriege gesehen und gelernt hatten und von denen uns gerade die Schlacht bei Villmergen eine sehr unerfreuliche Probe gibt.

Was die Organisation des Heeres anbelangt, so wurden alle Wehrpflichtigen vom 16.—60. Altersjahre ämterweise in Controlen eingetragen und Jeder einer Compagnie seines Wohnortsbezirks zuge-theilt. Das Heer aber bestand aus den drei Auszügen oder Ehrenzeichen, nemlich dem großen und dem kleinen Panner und der Stadtfahne, sodann wie in Bern aus der „übrigen Mannschaft“. Zu jedem Ehrenzeichen gehörte grundsätzlich je eine Compagnie aus jedem der fünf größeren Aemter, aus denen der Kanton bestand, nemlich Willisau, Rothenburg, Entlebuch, Ruswyl und Münster. Also bestand jeder Auszug d. h. jedes der drei Ehrenzeichen aus fünf Compagnien oder 2000 Mann, zu denen noch 4—6 Geschütze kamen. Administrativ bildeten aber die Compagnien, welche jedes der fünf Aemter stellte, zusammen eine Brigade oder ein Majorat unter dem Befehle eines Majors, der die Compagnien seines Amtes zu mustern hatte und dafür sorgen mußte, daß die Mannschaftsrollen von den

betreffenden Ortsgeschwornen und Pfarrherren stets in Ordnung gehalten und die Uebungen auf den Trüllplätzen abgehalten wurden. Nebenbei waren sie gleichzeitig noch Anführer einer Compagnie, da die Brigade nicht etwa höhere taktische Einheit war, wie in Bern das Regiment, vielmehr (so viel man wenigstens aus dem Villmergerkrieg wahrnehmen kann) die größeren Heereskörper aus einer beliebigen Anzahl von Compagnien nach Bedarf und Umständen zusammengestellt und so die Schlachteneinheiten gebildet wurden.

Es tritt uns also in der Friedensorganisation der Brigaden das Bild einer territorial organisirten Landsmannschaft entgegen, während im Kriege drei Corps gebildet wurden, deren jedes aus Theilen aller fünf Landbrigaden bestund, wodurch jedes in seiner taktischen Zusammensetzung gleichzeitig auch die Einheit des Staatswesens repräsentierte. Dieser Gedanke spricht sich auch in der Vorschrift aus, daß beim Auszug mit ganzer Macht, das heißt mit allen drei Ehrenzeichen zusammen, die Compagniefahnen Angesichts des hoheitlichen Panners oder der das gleiche bedeutenden Stadtfahne „unterschlagen“ werden mußten. Nur bei kleineren partiellen Auszügen durften die Compagniefahnen entfaltet werden.

Diese Organisation finden wir nun auch in der Ordre de Bataille, welche die Räthe und Hundert der Stadt, wie schon erwähnt, am 10. November 1656 aufstellten:

Das große Panner stund unter Heinrich Fleckenstein, Ritter und Schultheiß der Stadt Luzern, und seine 5 Compagnien waren commandirt von den Hauptleuten:

Christoffel Cloos,
Leopold Bircher,
Jost am Rhein, Major,
Aurelian zur Gilgen,
Georg Keller.

Dazu ein Vortrager, ein Commandant von 6 Feldstücken und ein Proviantmeister.

Das kleine Panner (oder Unterpanner) stund unter Hauptmann Ulrich Dulliker, Ritter und Schultheiß, und seine fünf Compagniehauptleute waren:

Alphons Sonnenberg, Major,
Joseph am Rhein,
Beat am Rhein,
Jacob Ostertag,
Heinrich Göldlin.

Dazu ebenfalls ein Vortrager, ein Commandant zu 6 Stücklein Artillerie und ein Proviantmeister.

Dann wird noch beim kleinen Panner aufgeführt: Der Commandant zu Mellingen, Obristleutnant Heinrich Pfiffer und der Feldsekeler Johann Christoffel Cloos.

Die Stadtfahne (Das Stadtvenlin) unter „Christoffel Pfeiffer, Herr zu Altishofen“, mit den 5 Compagnien der Hauptleute:

Ludovicus Cysat,
Alexander Pfiffer,
Ludovicus Pfiffer, Ritter und Major,
Jost Pfiffer,
Nicolaus Allmender.

Dazu der Vortrager, der Artilleriecommandant über 6 Geschütze und der Proviantmeister.

Außer diesen drei Corps wurden aus dem „übrig gebliebenen Volk“ vier Compagnien zu 200 Mann unter den Hauptleuten Hans, Josef und Walter an der Allmend und Bernhard Knab, und zwei zu 400 Mann unter den Hauptleuten Melchior Krebsinger und Hieronimus Cloos aufgestellt, endlich fünf Proviantmeister, „so die Armee mit Commisbrod versehen“.

Von diesen Offizieren kommen für die Schlacht bei Villmergen namentlich der Stadtvenner Christoph Pfiffer und die Majore Ludwig Pfiffer und Alphons von Sonnenberg in Betracht, weshalb einige biographische Angaben über dieselben hier Platz finden mögen, welche wir nebst manchem andern der gütigen Mittheilung des Herrn Staatsarchivars von Liebenau verdanken.

Christoph Pfiffer „Herr zu Altishofen, Statthalter und Stadtvenner“, war der Sohn des berühmten Kriegsmannes Ludwig Pfiffer von Altishofen. Er wurde am 2. Februar 1593 geboren und befand sich also zur Zeit des Villmergerkrieges bereits im 63. Altersjahre. Seine Jugendbildung empfing er auf den Schulen von Luzern, Constanz, Pont à Mousson und Paris, wo er auch am 14. Mai 1610

die Ermordung Heinrichs IV. erlebte. Zu seiner weitem Ausbildung machte er noch im gleichen Jahre eine Reise nach Rom und Neapel, die er einläßlich beschrieb, gleich wie die Reisen, die er darauf nach Belgien und England unternahm. 1616 wurde er Stadtmann und Großrath von Luzern, 1625 Vogt von Ebikon, 1630 Kleinrath, 1644 Vogt von Ruswyl, 1647 Vogt von Entlebuch und Fendrich bei der Grenzbesetzung im Thurgau, 1648 Vogt zu Rothenburg, 1658 Schultheiß, 1664 Pannerherr. Er starb hochgeehrt am 17. September 1673.

Christoph Pfiffer war, wie auch die mehrfachen Abbildungen von ihm zeigen, eine entschlossene, zum Herrschen angelegte Natur, und im Gegensatz zu dem kalten und würdevollen Berner General, trotz seinen Jahren eine immer noch jugendlich feurige Erscheinung. Von jeher wandte er dem Wehrwesen seine ganz besondere Aufmerksamkeit zu. So hielt er als Landvogt strenge darauf, daß die Bauern ihre Waffen gut in Ordnung halten und an Sonn- und Feiertagen mit dem Seitengewehr zur Kirche gehen. Wer dieses Mandat übersah, wurde unnachsichtlich bestraft. Die Bauern ließ er im Aufstande von 1653, darin dem General von Erlach ganz verwandt, seine rücksichtslose Strenge fühlen. „Wolt ich seine Sachen melden,“ klagte Caspar Steiner von Emmen, einer der Anführer im Bauernkrieg von 1553, „wie er mit den Bauern umgangen ist, ich möchts nit gnugsam beschreiben, ich machte eine Thüre (Theuerung) in Lumpenpapier und Tinten seinetwegen.“

Ludwig Pfiffer von Altishofen, Rittmeister und Major bei der Stadtfahne, war ein philosophisch gebildeter Mann, der sich auch als Schriftsteller versuchte und als solcher die Begebenheiten der Schweizergeschichte mit denjenigen der römischen Geschichte in Vergleichung zu ziehen liebte. Er ist geboren 1610, wurde 1650 Großrath, 1656 Kleinrath, 1657 päpstlicher Großhauptmann und starb 1686 in Rom.

Alphons von Sonnenberg, Major bei dem kleinen Panner, geb. 1603, war Hauptmann in der Garde zu Paris, machte Feldzüge in den Niederlanden, Lothringen, Catalonien und Deutschland mit, kehrte 1631 nach Luzern zurück, wurde 1635 Landvogt von

Baden, 1648 Kleinrath, 1650 — 1664 Bauherr, 1664 Stadtfähndrich und Schultheiß, 1673 Pannerherr und starb im gleichen Jahre.

Die taktische Ausbildung und die Gefechtsweise des Luzerner Heeres scheint nicht sehr verschieden gewesen zu sein, von derjenigen der Berner. Das erste Exerzierreglement erschien gedruckt wenige Jahre vor der Schlacht (anno 1652),

Es ist betitelt; „Kurzer Auszug und Anordnung“ dessen, wie die Bürger und Landsäßen der Stadt Luzern auf Befehl der hohen Obrigkeit in den Kriegswehren sollen geübt und abgerichtet werden, welches in allen Zutragenheiten und für den Anfang sehr nützlich und nothwendig ist.“ Wir erfahren daraus, daß jeder sein eigen Wehr „und kein entlehntes“ auf den Drüllplatz bringen mußte, und „so ein Unfleißiger ein ungeputztes oder zum Exercitiv untaugliches Wehr brächte“, verfiel er zu Gunsten des Drüllmeisters in „Straf und Buß“. Die „Drüllenmeister“ sollen sich „befleißigen, die Soldaten abzurichten, daß sie sich gewöhnen die Mußqueten und Spieß, sowohl in den Zug- als Schlachtordnungen in sauberer und zu jedem Wehr erforderter Form zu tragen, daß sie dieselben niemalsen ohne Befehl ab den Achslen nehmen, niederstellen oder ganz wider alle Kriegsordnung in Schlacht- oder Zugsordnungen (was leider ohne Unterlaß in allen Umzügen geschieht) schießen, und so eines Drüllenmeisters oder Anführers Anmaßung durch Freundlichkeit nit mag würken, ihm der Regimentsstecken zu brauchen anempfohlen solle werden.“ Sodann wird der Grund der Veröffentlichung der neuen Exerziranleitung angegeben, der lebhaft an bezügliche Vorreden von Reglementen der neuesten Zeit erinnert. „Weil denn in dem Kriegs-Exercitiv und Wendungen allbereit über die 200 sonderbare Commando bestehen und noch täglich mehr fürkommen, deren zwar ein Theil zur Nothwendigkeit, andere aber zur Zier und Kommligkeiten zu unterschiedlichen Schlachtordnungen, die man selten gegen den Feind pflegt zu üben, dienen, also ist es von nöthen, daß die Drüllenmeister die ihrigen dasjenige einzig allein lehren, das ihnen gegen den Feind, so es von nöthen wäre, dienstlich, und in den Umzügen ansehnlich sein wird. Defßwegen ihnen denn dieser Auszug aus dem General-Exercitiv fürgeschrieben wird.“ Immerhin sind noch für die bloßen Elementarbewegungen ohne das Gewehr, Laden und Schießen, 30 Commandos vorgeschrieben.

Das Reglement zerfällt in die Anleitung für die Musketirer und für die Spießknecht. Für beide wurde vor allem auf eine sorgfältige individuelle Ausbildung gesehen.

Bezüglich der Musketirer heißt es: „Die Drüllenmeister sollen jeden einzelnen Musquetir entweder selbst oder durch einen Corporal „abrichten“, dann je 2 zusammen im Schießen üben. Beim Schießen muß dem Feind auf den Nabel, den Pferden gegen die Brust gezielt werden. Dann soll der Drüllmeister vier einüben und darauf eine größere Zahl, bis daß er sie endlich in „völliger Schlachtordnung“ exerzieren kann. „So sie also zu diesem sich wohl verstehen, soll man ihnen zeigen, sowohl in Zug- als Schlachtordnungen zu schießen, sodann in Umzügen zu Freuden, da kein Feind ist, gliederweise, daß sie fleißig auf einander sehen und nach gethanem Schuß fortziehen. In Schlachtordnungen aber zeigt man ihnen stillstehend erstlich zu schießen; das erste Glied nach gethanem Schuß fält nieder uf die Knie, ladet wieder, innmittelst schießt das ander über die erstern und fällt darauf auch auf die Knie, also folgendes mit den andern Gliedern.“ Sodann wird gesagt, daß die Musketirer auch gelehrt werden sollen, gliederweise oder halbgliederweise durch die Reihen abzuziehen und hinten wieder aufzuschließen, nachdem jeweilen das betreffende Glied gefeuert hat; doch wird beigefügt, „weil man in täglichen Occasionen erfahren, daß solche Aendrung der Glieder und Ablaufen zu vielen Unordnungen dient und zu Zeiten einer ganzen Flucht Ursach gibt, also lehret man diß jetzt mehr in den Paraden als wider den Feind zu gebrauchen. Dann sollen die Musketire auch geübt werden in der Retirade zu schießen, entweder marschirend oder stillstehend, salvenweise oder einzeln. Endlich wird gesagt, wenn man dem Feinde ganz nahe sei, könne man die Glieder auch ein wenig öffnen, so daß durch die geöffneten Reihen sowohl die hintersten, als die mittelsten und vordersten in einer Salve schießen könnten, „alsdann sie wiederum die Reihen stark schließen, ihre Dägen in die Hand nehmen und den Feind angreifen sollen.“

Für die Uebungen der „Spießknechte“ sind 13 Commandos vorgeschrieben; unter anderm: „gegen den Mann fällt eure Spieß, gegen die Reiterei fällt eure Spieß, zuckend Eure Wehren“ etc. Ueber

die taktische Ordnung der Compagnie sagt das Reglement: Es sollen die Drüllenmeister wohl in Acht nehmen, daß wenn sie die ihrigen in einer Schlachordnung drüllen wollen, daß sie wo möglich die Ordnung von 8 Gliedern hoch machen, nemlich 2 Glied vor und 2 Glied dahinter und vier Glieder Hallenpartirer inmitten, die Mußquetirer beyderseits an den Flügeln.“

Auf dem Marsch, beim Manöver und im Gefecht bildeten alle drei Waffengattungen einen einheitlichen Truppenkörper und nur ausnahmsweise und vorübergehend wurden die Musketire von den Spießern und Hellebardiren getrennt, weshalb hin und wieder auch von einer Musketir-Compagnie oder einer Compagnie Spießer die Rede ist, was eigentlich doch nur Halbcompagnien sind. Uebrigens kämpften auch die Musketirer, wenn sie vorübergehend von den beiden andern Waffen getrennt wurden, in geschlossener, tiefer Ordnung. Nur einzelne Musketirer, die in einer unsrer Quellen als „verlorene Kinder“ erwähnt werden, giengen vor und neben den Schlachthaufen, als Eclaireurs her, den römischen Veliten vergleichbar, um den Feind auszuspähen und den Kampf einzuleiten. Die eigentliche Aufklärung aber fiel wie noch heute der Cavallerie zu, weshalb sie auch mit der Feuerwaffe versehen war. Handelte es sich um die Bildung der Schlachthaufen, so wurden mehrere Compagnien in größere rectanguläre Massen zusammengestellt, aber wieder so, daß die Musketire die Außenglieder, die Spießknechte die innern und die Hellebardire die innersten bildeten, und zwar wuchs der Schlachthaufe gleichmäßig in die Tiefe wie Breite. Der von mehreren Compagnien gebildete Schlachthaufe war daher organisch nur ein vergrößerter Compagniehaufe.

Da es sich daher bei Bildung der Schlachtordnungen nicht sowohl um ein Aneinanderreihen der Compagnien als um eine Auflösung und Neuordnung derselben zu einer größern Einheit handelte, so begreift es sich, daß dieses Geschäft immer längere Zeit in Anspruch nahm.

Wie bei den Bernern, ja noch in höhern Maße bewegte sich demnach auch die Tactik des Luzernerheeres, trotz der schon längst im Gebrauche befindlichen Feuerwaffen, noch ganz in den mittelalterlichen Traditionen der Tiefen- und Massentaktik.

Neben den Schlachthaufen ritten die Anführer und Hauptleute. Hier wurden auch die Geschütze aufgestellt, deren Heranbringung, Bedienung, Richtung und Abfeuerung ebenfalls sehr langsam und schwerfällig von Statten ging.

Im speerstarrenden Kern der Schlachthaufen befanden sich die Panner.

Zum Schlusse der Betrachtung über das Heerwesen Luzerns mögen noch einige Worte über dasjenige des Freiamtes Platz finden, da die Wehrkraft desselben mit Luzern in den Krieg zog.

Das Freiamt war militärisch in drei Kreise und 4 Fahnen oder Compagnien eingetheilt. Davon stellte das Unteramt (Sammelplätze Mellingen und Bremgarten) 2 Compagnien, das Mittelamt (Muri) 1 Compagnie und das Oberamt (Sinserbrück) 1 Compagnie. Die Compagnie zu 400 Mann gerechnet, ergibt 1600 Mann. Das ist denn auch die Truppenzahl, welche der damalige Freiamter Landschreiber Beat Jakob Zurlauben in seiner Schlachtbeschreibung als die Stärke des Corps der Freiamter angibt, das in der Villmerger Schlacht mitkämpfte. Außerdem gab er aber auch hier noch eine große Zahl „übriger Mannschaft“, welche für die Besetzung der Städte und Brücken an der Reuß verwendet wurde. Von Cavallerie werden 100 Dragoner erwähnt. Das Corps stund unter dem zur Zeit im Freiamt regierenden Unterwaldner Landvogt Wirz, dem der Landschreiber Beat Jacob Zurlauben, Oberstwachmeister von Zug, gleichsam als Stellvertreter oder Generalstabsoffizier zur Seite stund.

Am gleichen 10. November, an welchem Luzern die Kriegsämter seines Heeres bestellte, fand die bereits erwähnte Conferenz der katholischen Stände in Küßnacht statt, auf der die Vertheidigungsmaßregeln in den freien Aemtern festgesetzt wurden. Ihr folgte auf der Badener Tagsatzung vom 11. November bis 8. Dezember das Abkommniß der fünf katholischen Orte über ihren strategischen Operationsplan. Mit dieser wichtigen Schlußnahme, welche eine Concentration des katholischen Heeres in Zug als dem strategisch wichtigsten Punkte ihres Landesvertheidigungsplans in Aussicht nahm, um von hier mit gesammter Macht nach derjenigen Seite vorzustößen, wo die schnellste Entscheidung zu hoffen war, bricht der Faden der frischen

Offensivtendenz und einer einheitlichen und energischen Kriegsrüstung, wie er diesen Schlußnahmen zu Grunde liegt, plötzlich ab und macht, ganz im Gegensatz zu der von Tag zu Tag sich steigenden Kriegsvorbereitung der Zürcher und Berner, einer abwartenden, zögernden, unsichern und Verständigung suchenden Politik Platz. Wie schon erwähnt, lag die Ursache dieser Wendung in der mehr und mehr sich Bahn brechenden Ueberzeugung, daß Bern am Kriege aktiv Theil nehmen werde. Wir haben bereits (S. 16) die Maßregeln erwähnt, welche die katholischen Stände auf diese unliebsame Erkenntniß hin getroffen haben, es bleibt noch übrig, die Rückwirkung derselben auf das Verhalten des davon zunächst betroffenen Standes Luzern zu betrachten.

Am 4. Dezember fand die allgemeine Musterung der bernischen Truppen statt, welche in Luzern großen Eindruck machte. Wenn Bern sich am Kriege betheiligte, so konnte, da das Kantonsgebiet von Luzern von demjenigen von Bern auf zwei Seiten umfaßt wurde, von einer Vereinigung des luzernischen Heeres mit demjenigen der andern katholischen Stände in Zug natürlich keine Rede mehr sein; es mußte den eigenen Kanton vor der strategisch so nahe liegenden Invasion des mächtigen Bern durch eine Aufstellung innerhalb der eigenen Grenzen sichern und damit fiel mit einem Schlage der so schöne Kriegsplan der katholischen Stände wie ein Kartenhaus zusammen. An Stelle der Kriegslust tritt plötzlich das Bestreben nach Unterhandlung und Abwiegung, Kleinmuth und Friedenswunsch. Man liest es zwischen den Zeilen der vielen Protokolle und Aktenstücke, die dem Kriegausbruche vorangingen, daß es in Luzern von Anfang an eine starke Partei gab, die dem Kriege abgeneigt war und demselben entgegenarbeitete. Dieselbe erhielt Oberwasser und wir täuschen uns kaum, wenn wir annehmen, daß ihr die einflußreichste politische Persönlichkeit des Kantons, der Schultheiß Dulliker selbst angehörte.

Schon in der Conferenz der VII katholischen Orte in Luzern, vom 5. und 6. November war nach dem Berichte von Aurelian Zurgilgen von der schwyzerischen Gesandtschaft dem Stande Luzern vorgeworfen worden, daß das Gerücht gehe, Luzern wolle den Schwyzern Hilfe und Beistand abschlagen, was von Luzern aber als unwahr erklärt wurde. Der Tagsatzungsabschied, der diesen Zwischenfall nicht erwähnt, führt dagegen an, daß die katholischen Mitstände

gegenüber Schwyz die Erwartung ausgesprochen hätten, daß es die Arther Gefangenen „wo möglich mit der Todesstrafe verschone.“ Da am 18. November darauf, dem ungeachtet, Schwyz mit der Execution vorging, mag dieser Eifer die Gemäßigteren der übrigen Stände erkältet haben. Als aber Anfangs Dezember die Kriegsgeneigtheit Berns offenkundig wurde, lag es in der Politik der Katholiken und insbesondere Luzerns und Unterwaldens, diesen gefährlichen Nachbar auf andere Gedanken zu bringen. Infolge einer Schlußnahme der am 13. Dezember in Luzern besammelten Tagsatzung der 5 katholischen Orte wurde daher der Schultheiß Dulliker mit einem zweiten Abgeordneten von Luzern und zwei Unterwaldnern nach Bern abgesandt, um dem dortigen Rathe vorzustellen, „in was für Gefahr man durch die abtrünnigen Leute das liebe Vaterland setze, welches die Altvordern mit ihrem Schweiß und Blut errungen und auf die schöne Freiheit gesetzt, deren die Eidgenossen allerseits schon so viele Jahre genossen hätten.“ Noch während diese Gesandten in Bern waren, erschienen am 20. Dezember Schwyzer Abgeordnete vor den Räten und hundert der Stadt Luzern, um das besondere Bedauern ihrer Oberen darüber auszusprechen, „daß von etlichen Personen von Luzern geredet und ausspargiert werde, daß die von Schwyz in diesen Läuffen gänzlich Unrecht hätten“, worüber der Rath, wie schon das erste Mal, beruhigende Zusicherungen gab. Als dann gegen Jahreschluß im katholischen Lager die Frage brennend wurde, ob man die auf den 28. Dezember nach Baden angesetzte gemeineidgenössische Tagsatzung besuchen wolle, was gleichbedeutend mit der Frage war, ob Schwyz sich dem eidgenössischen Rechte zu unterwerfen habe oder nicht, fand am 25. Dezember in Luzern hierüber eine Disputation von hohen Geistlichen und weltlichen Würdenträgern statt, bei welcher der eine Theil sich für, der andere dagegen aussprach. In der Tags darauf stattgehabten Conferenz der fünf Orte votirten die Gesandten von Luzern Namens ihres Standes entschieden für die Unterwerfung unter das eidgenössische Recht, „gemäß den Bündnissen, jedoch mit Vorbehalt unseres wahren, allein seligmachenden Glaubens“, „wozu sich die vier andern Orte anfänglich kaum verstehen wollten, endlich aber nach starkem Zusprechen mit Vorbehalt der Ratifikation ihrer Oberen einwilligten.“

3. Die Tagsatzung vom 28. Dezember bis 6. Januar und der Ausbruch des Krieges.

Ueber die auf den 28. Dezember nach Baden angesetzte letzte gemeineidgenössische Tagsatzung vor Ausbruch des Krieges existirt kein eigentlicher Abschied. Doch besitzt man ein Verhandlungsprotokoll und die Berichte der Gesandten von Basel und Schaffhausen an ihre Regierungen.

Deutlich klingt durch diese Actenstücke die heftige Rede und Gegenrede der von Parteiung bis in das tiefste Herz entzweiten Eidgenossen. Lässig waren sie erschienen und noch am 30. Dez. bei Eröffnung der ersten Sitzung fehlten mehrere Ständevertretungen, darunter Schwyz. Zürich rügte, daß „ohne der übrigen mitregierenden Orte Wissen und Zustimmung zu Bremgarten Commandanten eingesetzt und zu Mellingen Fortificationen angelegt worden seien.“ Luzern erwidert: „die Commandanten zu Bremgarten seien nach alter Gewohnheit dorthin gesetzt, Niemand zu Offension und Trotz.“ Andern Tags wird von Zürich in Anwesenheit des inzwischen erschienen Schwyz, Uri und Zug verlangt, daß „Bremgarten und Mellingen wieder in den Stand restituirt werden, wie sie bei voriger Tagleistung gewesen.“ Darauf wird katholischer Seits erwidert: „Mellingen sei auch bei andern Anlässen besetzt gewesen und habe der Mehrheit der Orte zu gehorsamen“. Dabei beriefen sie sich auf einen Brief von 1451, nach welchem die Mehrheit der Orte die Plätze Bremgarten und Mellingen zu besetzen habe.“ Nun kehrte Schwyz den Spieß um und bemerkte, daß man „von Einstellung der Waffen und der Schanzarbeiten bei den Zürchern auch noch nichts verspürt habe, dagegen seltsame Reden von ihnen hören müsse“ und daß bei Kappel bereits Schüsse gefallen seien.“ Zürich repliziert: „Es habe auf seinem Erdreich gebaut, darin ihm Niemand zu reden habe; Bremgarten und Mellingen aber gehören allen regierenden Orten.“ In der Sitzung vom 2. Januar kam die eigentliche Streitfrage zur Behandlung, ob Schwyz verpflichtet sei, den Streit an ein eidgenössisches Schiedsgericht „an gleiche Sätze“ zu bringen. Zürich erklärte sich bereit, seine „Sätze“ (Schiedsrichter) zu ernennen; Schwyz verweigert sich auf das eidgenössische Recht einzulassen. „Religion, Souveränität und

Iudicatur seien in den Bünden, Landfrieden und Verträgen ausgemachte Sachen; sollte es Zürich dabei nicht unangefochten lassen, so hoffte es zu den andern Orten, daß sie selbes dahin weisen“. Zürich meint, „es sei ein Artikel in den Bünden und Landfrieden, daß ein Ort dem andern Rechtens gestehen solle, Schwyz aber weise dieses ab und handle wider das Rechtsbot.“ Darauf entgegnet Schwyz, „es schlage das Recht nicht aus um Sachen, die in das Recht gehören, aber seine Religion und Freiheiten könne es nicht in einen Compromiß setzen und protestire gegen das Unheil, das erfolgen möchte, wenn man es hierin anzufechten unterfangen wollte.“

Hierauf eröffnet Zürich seine Klagepunkte. Es sind deren vier: „Erstens, daß Schwyz Recht dargeschlagen worden sei, von demselben aber zu Zerstörung der Tractation dieser Tagleistung mit der Execution procedirt worden sei, sowohl wieder die Verhafteten als auch diejenigen, welche sein Territorium verlassen haben; zum andern wolle man den althergebrachten freien Zug nicht mehr gestatten; zum dritten, habe man seine Religion für malefizisch erklärt und tractirt, viertens wolle man seiner Religion halber den Landfrieden nicht achten.“ Zürich verlangt, daß diese vier Punkte an's Recht gesetzt werden. Schwyz bleibt bei seiner Ablehnung. Die übrigen Gesandten, den Standpunkt ihrer Religionsgenossen mehr oder weniger offen theilend, suchten zu vermitteln, das Ende war allgemeine Confusion und Rathlosigkeit. Am 3. Januar war keine Sitzung. „Am Nachmittag verreisten Zürich, Glarus und Appenzell A./R. unter dem Vorwande, es geschehe wegen ihrem Weihnachtsfeste, hinterlassend, bis nächsten Mittwoch wieder in Baden zu sein“, an welchem Tage nach dem Antrage des französischen Gesandten Delabarde die Sitzung fortgesetzt werden sollte. Die Gesandten von Zürich hatten überdies versprochen, „die Sachen vor die Rätthe zu bringen und den Entschluß durch Eilboten mitzutheilen“. Bern reiste nach Königsfelden. Am gleichen Abend brachen auch die Gesandten von Schwyz auf. Vergeblich liefen ihnen die Gesandten der übrigen katholischen Orte bis vor das Thor nach, um sie zurückzuhalten, bis der Entschluß Zürichs einlange. Nach der Abreise von Zürich, Bern und Schwyz versammelten sich die zurückgebliebenen Gesandten nochmals und

faßten den Beschluß, die Gesandten Meyer von Freiburg und Stocker von Solothurn nach Schwyz zu senden, um dort auf die große Gefahr hinzuweisen, die eintreten werde, wenn die Entscheidung nicht gleichen Sätzen anheimgestellt werde. Mit ihnen ritten andern Tags auch die übrigen katholischen Gesandten ab, mit Ausnahme des Schultheiß Dulliker von Luzern und Seckelmeister Montenach von Freiburg, welche die Entschlüsse ihrer Obern abwarten wollten. Die Gesandten von Basel, Schaffhausen und den andern evangelischen Orten blieben zurück und sahen mit höchster Ungeduld dem Berichte Zürichs entgegen. Am 5. Januar langte er durch den Unterstadtschreiber Schmid von Zürich ein. Der große Rath von Zürich hatte gleichen Tags in stürmischer Eile den Krieg beschlossen. Tags darauf erschien sein „Manifest vor dem Uszug“. „Allen christgläubigen Menschen,“ beginnt das Actenstück, „und insbesondere denen, so in unserer Eidgenossenschaft von Orten und Zugewandten wohnen, wünschen wir Bürgermeister, Räth und Burger der Stadt Zürich Gnad und Fried von Gott, und wollen ihnen hiemit gründlich und wahrhaftig zu erkennen geben, aus was für mehrfältigen hochwichtigen und beweglichen Ursachen wir unvermeidlich genöthigt wurden, unser Ehr, Heil und Wohlfahrt wider die von Schwiz durch die von Gott erlaubte Gewalt der Waffen, weil alle gut- und rechtlichen Mittel von ihnen uneidgenössisch und fast hochmüthigerweise ausgeschlagen worden, zu vertheidigen und tapferlich zu schirmen.“ Hierauf wird den Schwyzern und ihren katholischen Mitständen das ganze Sündenregister von Anbeginn der Glaubens-trennung bis auf Kilian Kesselring und die neuesten Zeiten vor Augen gehalten und schließlich in aller Demuth die Gnade und Hilfe der göttlichen Gerechtigkeit angerufen. Natürlich spielte bei dieser überstürzten Kriegserklärung neben der moralischen Ent-rüstung auch die ganz nüchterne Erwägung eine Rolle, daß die militärische Ueberlegenheit der evangelischen Stände nicht nur an sich unzweifelhaft sei, sondern insbesondere noch durch die strenge Winterzeit begünstigt werde, welche das Heranziehen der ennet-birgischen Contingente der katholischen Stände, sowie der spanischen Hilfstruppen über die tief verschneiten Alpen entweder ganz verun-mögliche oder doch nur mit großen Schwierigkeiten und Zeitverlust bewerkstelligen lasse.

a) *Der Auszug der Zürcher.*

Schon am Tage vor Erlaß des Kriegsmanifestes (5. Januar) zog ein Theil der zürcherischen Wehrkraft mit fliegenden Fahnen ins Feld; ihm folgte am 7. Januar das Gros. Ueberstürzt, wie die Kriegserklärung, war auch der Ausmarsch. Es ist schon erwähnt worden, daß ohne Zweifel während der Tagsatzung von Baden zwischen den Staatsmännern von Zürich und Bern vertrauliche Besprechungen über den Operationsplan stattfanden, falls es zum Kriege käme. Wie überliefert wird, sei dabei die taktische Vereinigung der beiden Heere in Vorschlag gebracht worden. Dies ist um so glaublicher, als es für den Fall, daß Bern nicht direkt auf Luzern vorrücken wollte, allerdings das Nächstliegende oder eigentlich das allein Vernünftige war. Wie das Gros des katholischen Heeres mit vereinigter Macht auftreten wollte, so mußte auch das Heer von Bern und Zürich sich vereinigen, und zwar wohl am richtigsten zwischen der Reuß und Limmat. Ohne diese Concentration riskirten die beiden Heere der Reformirten von der vereinigten Macht der Katholiken vereinzelt geschlagen zu werden. Es lag in den strategischen Verhältnissen, daß Bern die Reuß-Aarelinie irgendwo überschreite und nach der Vereinigung mit den Zürchern, vom Vortheil des Stärkeren Gebrauch mache und auf Zug losmarschire mit der Tendenz, den Feind zu schlagen, wo man ihn finde.

Was aber ohne Weiteres klar schien, das scheiterte an dem Uebermuthe der zürcherischen Kriegspartei und an den Differenzen zwischen den militärischen Spitzen von Zürich und Bern. Es lag im Charakter der obersten Heerführer von Bern und Zürich, daß jeder sich für den größern Strategen hielt, der sich dem Collegen nicht unterordnen dürfe, während sie beide doch nur bezüglich Stolz, Starrköpfigkeit, Rohheit und Dünkel sich messen konnten. Die zürcherische Kriegspartei aber träumte von leichtem Sieg, Eroberung und territorialer Erweiterung im Gebiete der Thur und des oberen Zürichsees, wofür man die Unterstützung Berns nicht nöthig habe.

Schon seit geraumer Zeit hatte Zürich durch einen engern Kriegsrath sowohl die materiellen Kriegsmittel vorbereitet, als auch über diesen Kriegsplan Rath gepflogen. Zum Oberbefehlshaber wurde Oberst Johann Rudolf Werdmüller ernannt und es war natürlich, daß man diesem, in großem kriegerischen Ansehen stehenden, viel gereisten und

gedienten Manne bei diesen Berathungen einen maßgebenden Einfluß einräumte, hatte er doch unter Schweden, Venedigs und Frankreichs Fahnen gekämpft, und endlich auch noch dem Kaiser gedient, und war ihm gerade bei Ausbruch des Krieges von Frankreich der Generalleutenantsrang verliehen worden. Um so mehr muß man sich wundern, daß der beschlossene und nunmehr in Ausführung gesetzte Kriegsplan jedes vernünftigen militärischen Gedankens entbehrt, und lauter Unverstand und Verworrenheit ist. Das kriegerische Axiom des Oberbefehlshabers, mit dem er gleich von Anfang an die Gemüther seiner Kollegen im Kriegsrath gefangen nahm, bestund nämlich darin, „daß der Feldzug mit der Einnahme eines wichtigen Punktes eröffnet, hiedurch das Eindringen in das feindliche Gebiet gesichert und gleichzeitig der Krieg außerhalb die Grenzen des eigenen Landes verlegt werden müsse. Als ein solcher strategischer Punkt wurde Baden oder Rapperswyl bezeichnet, und es entschied der Oberbefehlshaber für Rapperswyl, weil die Stadt weniger fest sei als Baden, ihre Einnahme nicht nur die Verbindung mit Toggenburg, Glarus und Graubünden sichere, sondern auch den Einmarsch in die March erleichtere, wobei es aber nöthig werde, daß der unmittelbare Angriff auf Rapperswyl zwar von dem nördlichen Seeufer aus stattfinde, daß gleichzeitig aber auch ein zweites Corps dem südlichen Seeufer nach hinaufziehe, um sich wo möglich des linksseitigen Ausgangs der Rapperswyler Brücke zu bemächtigen, mithin der Stadt Rapperswyl die direkte Verbindung mit Schwyz abzuschneiden und damit deren Uebergabe zu beschleunigen.“

Hätte man statt Rapperswyl Baden als Hauptangriffsobjekt gewählt, so wäre damit doch die Verbindung mit Bern ermöglicht worden, vor Rapperswyl hatte man diese absolut aufgegeben. Ueberdies war Rapperswyl für einen Angriff auf Schwyz der allerungünstigste Ort, weil man auch nach Wegnahme des stark befestigten Ortes noch den langen Seedamm vor sich und nach dessen Forcierung den See hinter sich hatte. Was aber die Cooperation der andern Abtheilung anbelangt, die dem südlichen Seeufer entlang auf Pfäffikon vorgehend, dem jenseits des Sees liegenden Hauptheere Luft machen sollte, so war dieselbe offenbar dem im Kanton Zug oder Schwyz zu vermuthenden Hauptheere der Katholiken rettungslos preisgegeben und damit den Katholiken der Weg auf Zürich geöffnet.

Die Scharte von 1531 konnte eben nirgends anders ausgewetzt werden, als wo sie empfangen worden war, das heißt auf dem Schlachtfelde von Kappel, oder besser gesagt im Gebiete zwischen Albis und Reuß, nachdem man sich mit dem Bernerheere vereinigt hatte.

Man merkt es dem ganzen Kriegsplan schon von weitem an, daß es dem Rathe von Zürich vor allem aus um eine leichte Eroberung, um Zuwachs von Land und Leuten, von Einfluß und Macht zu thun war, daß der confessionelle Streitpunkt und die Angelegenheit der Arther Emigranten dabei völlig in Hintergrund trat, und der gerade Weg, welcher zu einer kurzen und klaren Waffenentscheidung führen konnte, möglichst vermieden werden sollte.

Man wollte die Vortheile des Krieges, ohne viel zu riskiren und vergaß dabei den obersten Grundsatz der Strategie, dem zu Folge die Occupation von feindlichem Land oder der Gewinn gewisser Terrain-objekte an sich nichts bedeuten will, weil alles doch schließlich von der Vernichtung der feindlichen Hauptmacht abhängt, ohne welche es keinen gesicherten Besitzstand gibt. Nicht genug aber, daß man in so bedauerlicher Verblendung dem Bundesgenossen und dem Haupt-objekte den Rücken kehrte, es sollte für den Angriff auf Rapperswyl nicht einmal das ganze Heer verwendet werden. Gleichzeitig wollte man nämlich mit andern Truppentheilen auch noch die Landgrafschaft Thurgau und die Grafschaft Baden erobern und zu eigenen Händen ziehen, als wenn von dort her Gefahr gedroht oder die Eroberung dieser Landestheile keinen weiteren Aufschub gestattet hätte. So versündigte man sich auch gegen den zweiten Hauptgrundsatz der Strategie, „man kann am entscheidenden Punkte nie stark genug sein, und man soll ohne Noth sich nicht theilen oder mehrerlei gleichzeitig anstreben und durchführen wollen.“ Solche capitale Fehler konnten nicht ungerächt bleiben.

Schon am 5. Januar zog eine Colonne vor Rheinau. Die alte Benediktinerabtei, idyllisch auf einer Halbinsel des Rheins gelegen, stund seit 1462 unter der Schutz- und Schirmherrschaft der 7 eidgenössischen Stände. Die Rheinauer wollten sich zur Wehr setzen, doch die Petarde öffnete unschwer das Thor und mit Plünderung wurde der versuchte Widerstand bestraft.

Am 6. hielt General Werdmüller über das aus 7018 Mann Infanterie, 326 Mann Kavallerie und 19 Geschützen bestehende Gros

der Armee im Kräuel bei Zürich Musterung. Tags darauf marschirte das Corps auf dem rechten Seeufer auf Rapperswyl ab, und kam am 8. vor der Stadt an. Es fand aber dieselbe bereits zur Vertheidigung wohl vorbereitet und von der Schwyzern besetzt, mit denen sich bald noch 200 Spanier vereinigten.

Am gleichen Tag (7. Jan.) marschirte eine andere Colonne von 700 Mann mit 4 kleinen Kanonen von Elgg aus nach Frauenfeld und bemächtigte sich des Landregiments. Der Landvogt und seine Amtsleute wurden verhaftet und nach Zürich geführt. Die Bewohner des Städtchens mußten auf dem Rathhaus dem Zürcher Anführer den Unterthaneneid leisten.

Eine weitere Colonne unter Thomas Werdmüller war von Zürich auf Kaiserstuhl marschirt, dessen Rath Anfangs die Uebergabe verweigerte, dann aber, als Werdmüller Verstärkung erhielt, das Thor öffnete. Darauf wurde ohne auf Widerstand zu stoßen Zurzach und Klingnau besetzt und mit letzterem Ort die Verbindung mit dem jenseits der Aare gelegenen Kanton Bern hergestellt, das einzige, was bei diesem kopflosen Auszug militärischen Werth haben konnte.

Ins Kelleramt war Bürkli, der Spiel- und Zechgenosse des General Werdmüller eingerückt und hatte sich bei Oberwyl unweit Bremgarten festgesetzt, wo seine Abtheilung Schanzen anlegte. In den Schanzen bei Kappel stund Leu mit einem Truppencorps.

Der Ausmarsch der Zürcher verfehlte nicht seinen Eindruck auf die evangelischen Mitstände. Basel und Schaffhausen, die sich bis jetzt passiv verhalten hatten, begannen zu rüsten. Basel behielt zwar seine Mannschaft nur auf Piket, Schaffhausen stellte dagegen seine Mannschaft in der Stärke von 8—900 Mann den Zürchern zur Verfügung, allerdings „nur zur Bewachung der Grenzen“ und Zürich machte von dieser Unterstützung Gebrauch, indem sie dieselbe in die Heerschaft Wädenschwyl zum Grenzschutz gegen Schwyz verlegte.

Eine active Mitwirkung am Krieg mit erheblicher, wohl ausgerüsteter Streitmacht nahm jedoch nur Bern.

b) Der Auszug der Berner.

Am 8. Januar, nachdem der Auszug der Zürcher bereits begonnen, ertönten zwischen 12 und 1 Uhr Mittags von allen Schlössern

im Bernerlande die „Losfchüsse“, welches das Zeichen zur Besammlung der Wehrpflichtigen war. Es wurde bereits bemerkt, daß Bern es nicht für angezeigt hielt, den Krieg nur mit den Milizen allein zu führen, sondern schon frühe die Bildung von geworbenen Truppencorps in Aussicht nahm. Theils erschienen die Milizregimenter, wegen den kurz vorangegangenen Bauernunruhen nicht durchweg als zuverlässig, theils befand sich ihre Instruction in einem Zustand, der die Möglichkeit der Verwendung zu Operationen außer Landes fraglich erscheinen ließ. Von Anfang an dachte die Regierung von Bern, gleich wie diejenige von Zürich, an die Ergreifung der strategischen Offensive; an einen Kriegszug über die Kantonsgrenzen hinaus, in Feindesland. So ergaben sich von vornherein für die Kriegsführung Bern's zwei Aufgaben, Besetzung der Grenzen und Aufstellung eines Operationscorps. Für die bloß defensiven Zwecke der Grenzbesetzung mochten die Milizen ohne weiteres genügen, für das Operationsheer schien es rathsam, nur die Milizregimenter aus denjenigen Landesgegenden zu verwenden, die sich am Bauernaufstand nicht oder nur unbedeutend betheiligt hatten und diese Regimenter überdies möglichst durch geworbene Truppen zu verstärken. Die erste Maßregel nach der am 8. Januar stattgehabten Besammlung bestand in der militärischen Besetzung der Grenzen. Unter diesem Schutze sammelte sich in der Hauptstadt das Operationsheer. Die große Grenzentwicklung des Kantons machte einen relativ erheblichen Truppenaufwand erforderlich, insbesondere für den deutschen Theil des Kantons, der von den katholischen Orten Solothurn, Freiburg, Wallis, Uri, Unterwalden, Luzern und den freien Aemtern eingeschlossen wurde. Es begreift sich, daß dafür die vier deutschen Regimenter nicht zu viel waren. Sie erhielten daher diese Bestimmung und wurden aufgestellt wie folgt: Das unterargauische Regiment unter dem Obersten May von Rued concentrirte sich auf seinem Lärmplatz bei Hallwyl und belegte von hier aus die Ortschaften an der Luzerner und Freiamtergrenze. Von den zu diesem Regiment gehörenden unteraargauischen Städtecompagnien kam die von Zofingen nach Fahrwangen, die Aarauer nach Egliswyl, die Brugger nach Bonischwyl. Oberst May fühlte sich auf dieser zum übrigen Kantonstheil etwas excentrisch gelegenen Grenzwacht offenbar nicht ganz wohl, denn er schrieb noch am Einrückungstage an den

Kriegsrath in Bern, „er habe mit seinen zwölf Compagnien in und bei Hallwyl Posto gefaßt, Sorge aber, wo er sich nur allein präsentire, werde der Feind ihrer spotten und seine Soldaten ihr mannhaftes Gemüth verlieren.“

Das oberaargauische Regiment hatte eine Compagnie in Büren an der Aare gegen das obere Gäu und drei Compagnien bei Huttwyl aufgestellt. Die sechs andern unter dem Regimentscommandanten Müller gingen nach Zofingen, von wo aus sowohl die Solothurner Grenze gegen Olten, als die Luzerner Grenze gegen Reiden hin zu bewachen war. Das Oberländerregiment hatte die Grenze gegen den Brünig und die Gemmi zu decken. Vom Stadtreiment wurden fünf Compagnien nach Burgdorf detachirt, um gegen Solothurn Front zu machen und die übrigen kamen nach Gümenen zur Besetzung des dortigen „Passes“ über die Saane, über welchen die große Heerstraße vom welschen Kantonstheil nach dem deutschen führte. Was den welschen Kantonstheil anbelangt, so lagen hier die Sachen wesentlich anders. Nicht nur grenzte die Waadt nur zum kleineren Theil an katholisches Bundesgebiet, sondern der Bauernaufstand hatte in diesen Gegenden auch keine Wurzel gefaßt. Man brauchte also nur wenig Truppen für den Grenzschutz, wofür schon die „übrige Mannschaft“ genügte und konnte daher die beiden welschen Regimenter zum Operationsheer heranziehen. Freilich vermochte die Loyalität der politischen Gesinnung den auch diesen Auszugerregimentern anhaftenden Mangel an militärischer Ausbildung nicht zu ersetzen, und hat man nachher nicht ohne Grund die Katastrophe bei Villmergen vorzugsweise der Zuchtlosigkeit und mangelhaften Ausbildung der beiden welschen Regimenter zugeschrieben.

Abgesehen von dem unteraargauischen Regiment May, das, wie wir später sehen werden, in Folge der Verhältnisse nachher zum Operationsheer stieß, waren demnach die beiden welschen Regimenter die einzigen Miliztruppen, die von Anfang an dem Operationsheere zugetheilt wurden. Die übrige Infanterie desselben bestand aus Soldtruppen. Ueber die Stärke und Ordre de Bataille des Operationsheeres geben die Acten nur lückenhafte Auskunft, wie man sich überhaupt beim Durchblättern der Raths- und Kriegsmannuale und der Actensammlung des Berner Staatsarchivs des

Eindrucks nicht erwehren kann, daß über diese für das stolze Bern so comprimitirliche Campagne das Wesentlichste schon frühzeitig beseitigt worden sei.

Immerhin läßt sich aus den übrig gebliebenen Acten und Notizen der Zusammenhang im Großen mit hinreichender Sicherheit errathen. Gleichzeitig geben sie uns aber auch einen Einblick in den völlig verwahrlosten Zustand des bernerischen Wehrwesens und die großen Anstrengungen, die gemacht werden mußten, um das kleine Operationsheer zusammen zu bringen und auszurüsten.

Bevor wir den Auszug des Bernerheeres besprechen, muß noch die Frage erörtert werden, was beabsichtigte Bern mit seinem Operationsheere und welches war sein Kriegsplan? Wir haben gesehen, daß der von Bern in den vertraulichen Besprechungen mit Zürich während der letzten Badener Tagsatzung gemachte Vorschlag, einer Vereinigung der beiden Heere zu gemeinsamer Action durch das eigenmächtige Vorgehen der Zürcher gegen Rapperschwyl, Thurgau und die Städte am Rhein eine Ablehnung erhalten hatte, wie sie schroffer wohl kaum ertheilt werden konnte. Bern hatte damit wieder völlig freie Hand erhalten und war durch das Verfahren des Bundesgenossen fast darauf gestoßen, den Krieg ebenfalls auf eigene Rechnung und in eigenem Nutzen zu führen. Unter den vorliegenden Verhältnissen ergab sich für Bern, von einem allgemein militärischen Gesichtspunkte aus betrachtet, als natürlichster Kriegsplan ein directer Marsch seines Operationsheeres auf Luzern, etwa über Huttwyl und in der Absicht, die Truppenmacht von Luzern zu schlagen, wo man sie finde. Nicht nur war dieser Weg der kürzeste und directeste, sondern auch der am wenigsten riskirte. Indem man die Hauptstadt und das eigene Land direct hinter sich hatte, war man für die Verpflegung und den Nach- und Rückschub gut basirt, und sicherte sowohl diese, wie sich selbst gegen die schwersten Wechselfälle des Krieges.

Daß Bern dem Luzernerheere an Zahl erheblich überlegen sein werde, durfte man annehmen. Damit war auch der Erfolg, bei nur einigermaßen verständiger Kriegsführung so gut wie sicher. Nichts konnte aber den Mitverbündeten mehr entlasten, als die Trennung Luzerns vom Heere der innern Kantone. War Luzern geschlagen, so hatte Bern freie Hand, sei's zum Einrücken in die freien Aemter,

an deren Herrschaft es z. Z. noch keinen Antheil hatte, sei's zur Vereinigung mit Zürich, sei's zum cooperativen Angriff mit Zürich gegen die Urkantone.

Trotz dieser naheliegenden Vorthelle einer directen Operation auf Luzern enthalten unsere Quellen keine Andeutung eines solchen Kriegsplanes. Bern scheint vielmehr, trotz dem ablehnenden Verhalten Zürichs, an dem ursprünglichen Plane einer Vereinigung der beiden Heere zu gemeinschaftlichem Schlagen ohne weiteres festgehalten zu haben. Nirgends begegnen wir einem andern Operationsplane, als demjenigen eines Marsches das Ober- und Unterargau hinab auf den Linien, welche zur Vereinigung mit Zürich führten. Zürich hatte aber zu der Zeit, als Bern die Mobilmachung seines Operationscorps beendet hatte, nämlich Mitte Januar, mit seinem Heere bereits Erfahrungen gemacht, welche geeignet sein konnten, den Siegesdusel, mit dem der Krieg begonnen worden war, etwas herabzustimmen. Vor Rapperswyl gieng eben durchaus nicht alles, wie es von den Zürchern gewünscht wurde. Statt der sauren Arbeit der Belagerung obzuliegen, machten sich die Truppen an die Plünderung der benachbarten Ortschaften, wofür die gänzlich vernachlässigten Anordnungen für die Verpflegung allerdings einigen Vorwand abgeben konnten. Abgesehen von der Verpflegung war aber auch für eine ordentliche Belagerung nichts vorbereitet. So sah sich denn Zürich bald sehnsüchtig nach den Bundesgenossen um, deren directen Beistand man Anfangs entbehren zu können glaubte. Am 13. schrieb Zürich an Basel, seine Mannschaft, gleich wie Schaffhausen marschiren zu lassen. Gleichen Tags ermahnte es auch Bern dringend, die versprochene Hilfe nicht länger hinauszuschieben. „Zwar,“ heißt es im Brief, „sind wir auf beiden Seiten des Sees gegen die Schwyzer auf ihrem Boden in täglicher Action und befindet sich gottlob unser Volk in gutem Wesen, allein wegen des starken Zulaufens, das wir vermerkend auch von den Urnern und Zugern“, sei man noch nicht zum Ziele gekommen. „Weshwegen unsere höchste Bitt an Euch, uns ohne einige längere Verwylung euern wohlversicherten tapfern und trostlichen Bysprung wirklich zu leisten gegen Luzern und Mellingen oder Bremgarten in den freien Ämtern gegen die Reuß, damit wir unsere der Enden auch habende Völker neben den Euern

auch tapfer actioniren lassen und also mit gesammter Macht unsern gemeinen Feind zur Billigkeit bezwingen mögen.“

Noch dringlicher lautet ein zweites Schreiben an Bern vom 15. Januar. Dort heißt es: „Wir wollen Euch nicht verhehlen, daß Eure tapfere Diversion und Mitwirkung in den freien Ämtern uns zum höchsten nothwendig und daß dieselbe zu Erhaltung des gemeinen evangelischen Wesens beständiger Wohlfart ohne einige Zeitverlierung durchaus erforderlich ist,“ indem die feindlichen Streitkräfte immer größer und bedrohlicher würden.

Wenn aber auch Bern ohne zu wanken am Zug nach der untern Reuß festhielt, so ist doch die Frage erlaubt, ob dabei die Absicht einer gemeinsamen Operation mit Zürich wirklich das alleinige Motiv war. Man ist versucht zu glauben, daß nebenbei noch ähnliche Beweggründe mitliefen, wie wir sie bei dem zürcherischen Auszug wahrnahmen. Einerseits eine ehrenwerthe und wohlbegreifliche Scheu vor dem directen Einfall in das Land des katholischen Nachbars, mit dem man immer noch im eidgenössischen Verband stand, anderseits der Wunsch nach einer kleinen Eroberung zur Erweiterung von Macht und Ansehen. Und wo konnte sich letztere natürlicher darbieten als im Freiamte, von dessen Regierung Bern im Jahr 1415 ausgeschlossen worden war. Durch den Zug nach dem Unter-Aargau vermied man den directen Angriff auf Luzern, setzte sich in die Lage Zürich die Hand zu gemeinsamer Operation bieten zu können und gelegentlich ohne viel Aufsehen in die freien Ämter einzurücken, was beim Friedensschluß einen Besitztitel abgeben konnte. Auch die Regierung von Bern hatte gleich derjenigen von Zürich keine klare Vorstellung über das Wesen des Krieges, in den sie gieng. Sie wollte den Zweck ohne die Mittel und indem ihr Heer Nebensachen nachgieng, erlag es kläglich einem Gegner, der obwohl an Zahl viel schwächer, sich an die kalte Logik des Krieges hielt. Mit dem Moloch des Krieges kann keiner ungestraft spielen.

Um die Mitte des Januar wimmelte Bern von Compagnien geworbener Mannschaft, die unter dem Schutz der Grenzbesetzung der Miliz, daselbst organisirt und ausgerüstet wurden. Das war ein recht unerfreuliches Bild für die Abgeordneten von Freiburg und Solothurn, die zu dieser Zeit sowohl vor dem kleinen als großen Rathe Berns erschienen, der Betrübniß ihrer Regierungen über den

Ausbruch des Krieges Ausdruck gaben und ihre Vermittlung anboten. Die Antwort lautete höflich aber ausweichend.

Vom 15. bis 19. Januar geschah in mehreren Staffeln der Ausmarsch des Gros des bernerischen Operationsheeres nach dem Unteraargau hinunter. Es waren, so viel man aus den lückenhaften und vielfach sich widersprechenden Mittheilungen entnehmen kann, vier Regimenter zu 8—10 Compagnien, zusammen 36 Compagnien, sodann vier Compagnien Cavallerie und ein Artilleriecorps von 16 Geschützen. Dann ein recht ansehnliches Munitions-, Bagage- und Geräthschaftstrain. Die Hälfte der Infanterie und Cavallerie kam aus dem Waadtland, nämlich die beiden welschen Auszugerregimenter von Dießbach und von Morlot, von denen ersteres sich in Yverdon, letzteres in Payerne besammelt hatte. Sodann die waadtländische Vasallenreiterei. Diese Truppen mußten, um von Payerne auf directem Wege nach Bern zu gelangen, freiburgisches Gebiet passieren. Der Kriegsrath von Bern schrieb daher an den Feldmarschall-Leutnant Guy d'Handanger, welcher die Waadtländertruppen bis zu ihrer Vereinigung mit den Bernern commandirte, „wenn er sorget, daß die Fryburger den Paß verhauen wöllen, und so deßwegen etwas mehr Volks von Nöthen hat, so seien 900 Mann bei Gümmenen und in Bern 150 Reiter in Bereitschaft, und werden auf empfangende Ordre gegen Murten avançiren“. Freiburg macht jedoch keine Schwierigkeiten und so vereinigten sich ohne weitem Anstand die welschen Truppen mit den deutschen in Bern. Letztere bestanden aus den beiden geworbenen Regimentern von Erlach und Tschudi, aus dem ebenfalls geworbenen Reitercorps des Oberst Lerber und aus dem Artilleriecorps unter dem Feldzeugmeister Willading.

Am 15. verließen die beiden waadtländischen Regimenter, die Reiterei und das Artilleriecorps die Stadt. Am 17. folgte das geworbene Regiment von Tschudi, und erst am 19. und 20. das geworbene Regiment von Erlach. Der Kriegsrath hatte vorsorglich an den Etappenorten Burgdorf, Langenthal und Zofingen backen lassen. Doch wurde das Brod keineswegs in natura geliefert, sondern die Soldaten mußten es aus ihrem Solde kaufen; es galt eben noch das sehr primitive Verpflegungssystem des 30jährigen Kriegs, wonach der Soldat im Inlande alle seine Bedürfnisse kaufen mußte und für das Feindesland der Grundsatz galt „der Krieg muß den

Krieg ernähren“, das heißt — man bezahlt, wenn man gut gelaunt ist. Was den Sold anbelangt, so hatte der Kriegsrath unterm 1. Januar darüber beschlossen: „die Soldaten erhalten für Commis und alles, nicht mehr als vier Batzen, wovon ihnen drei ausbezahlt und einer für Kleidung und für das Gewehr, im Fall er ausreißen würde, zurückbehalten wird.“

Außer den genannten Truppen befanden sich noch einige geworbene Compagnieen in der Formation, so eine aus verschiedenen Auszüglercompagnien zusammengestellte Musquetircompagnie und eine eigens errichtete Füsilircompagnie. Sie wurden nebst zwei Feldgeschützen und der Cavalleriecompagnie Bonnstetten dem Operationsheere nachgeschickt, kamen aber zu spät, um an der Schlacht noch Theil nehmen zu können. Endlich befand sich in Payerne unter dem Oberst von Wattenwyl ein meist aus Welschen bestehendes Regiment geworbener Truppen in der Besammlung. Es war eben auch im Bernerheere, gleich wie im zürcherischen wenig Plan, dafür viel Unruhe und Ueberstürzung.

Da nun, wie wir gesehen haben, die Auszügermilizen kaum zur Deckung der Grenzen ausreichten, alle geworbenen Truppen aber für das Operationsheer bestimmt waren, so mußte für Besetzung der Hauptstadt die Einziehung von Compagnien der „übrigen Mannschaft“ stattfinden, von welcher ein kleiner Theil auch zur Ausfüllung von Lücken im Grenzbewachungscordon verwendet wurde, der Rest auf Piket kam. Die mit Bern verbündeten Städte und Landschaften Neuenburg, Biel und Münsterthal verhielten sich neutral, die beiden letztern, weil ihr Landesherr, der Fürstbischof von Basel, mit den katholischen Orten im Bund stand, Neuenburg wegen seinem Burgrecht mit Luzern. Immerhin sind 100 Neuenburger in Bern eingerückt, um die Stadt bewachen zu helfen.

General von Erlach war schon am 8. Januar von Bern nach Zofingen verreist und erwartete hier seine kleine Armee. Am 19. war für die zu dieser Zeit eingetroffenen Truppen auf dem Felde bei Suhr Rendez-vous. „Das viele Volk, die Reiterschaar, das starke Geschütz, die vielen unterschiedlichen Munitionswagen, wohl beladen mit Kraut und Loth und allerlei anderer nothwendiger Kriegsrüstung, war gar lustig anzusehen“ und imponirte den zur Truppenschau aus ihrem Städtchen herausgekommenen Aarauer Burgern nicht

wenig. „Ihre gnädigen Herren und Obern waren aber auch stolz auf ihre Kriegsrüstung und meinten, daß kein Potentat dermalen so prächtig ins Feld ziehen könnte, wie sie.“ Von Suhr zog das Heer noch gleichen Tages nach Lenzburg, wo sich ihm das unteraargauische Regiment von May anschloß, das inzwischen seine Cantonnements um Hallwyl geräumt hatte. Die Truppen nahmen im Städtchen Lenzburg und den umliegenden Ortschaften Quartier, der General mit den höhern Offizieren begab sich aufs Schloß. Dieses alte, große und stattliche Bollwerk des untern Aargau war nach der Mobilmachung des Bernerheeres durch den Obersten von May mit Mannschaft besetzt worden. Das Schloßcommando hatte er dem Sebastian Hasler, Löwenwirth in Lenzburg übertragen. Andern Tags (20. Januar) hielt der Oberbefehlshaber auf dem Felde östlich Lenzburg eine Revue ab. Es herrschte seit einigen Tagen eine außerordentliche Kälte, welche das schon an und für sich hie zu Lande so ungewohnte militärische Schauspiel nur um so seltsamer und befremdlicher machte. Wir benutzen den Anlaß, um einen raschen Blick über die Reihen zu werfen. Versammelt waren vier Regimenter Infanterie, vier Compagnien Cavallerie und 16 Geschütze, das Regiment v. Erlach befand sich noch auf dem Marsche von Bern nach Langenthal. Das Regiment Dießbach hatte 10, von Morlot 8 Compagnien; May war mit 12 Compagnien zur Stelle und das geworbene Regiment Tschudi mit 8. Der Soll-Etat von 200 Mann und 21 Ober- und Unteroffizieren wurde wohl von den wenigsten Compagnien erreicht. So zählte z. B. das Morlotische Miliz-Regiment statt 1768 Mann nur 1198, wahrscheinlich waren auch die geworbenen Regimenter nicht vollzählig, wenigstens hatte sich der Kriegsrath noch unterm 11. Jannuar zu der Schlußnahme veranlaßt gesehen, die geworbenen Compagnien durch unverheirathete Burschen der übrigen Compagnien und zwar je 12 per Compagnie zu ergänzen. Ob diese so kurze Zeit vor dem Ausmarsche gefaßte Schlußnahme noch ganz durchgeführt werden konnte, scheint fraglich. Wenn wir die Mannschaft der anwesenden 38 Infanteriecompagnien zu 7000 anschlagen, so werden wir der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

Noch viel schwieriger ist es, die Anzahl der Reiter zu bestimmen. Die Schlachtbeschreibungen geben sie auf 1000, ja einige

sogar auf 2000 an. Sicherlich ist sie unter 500 anzunehmen. Das Artilleriecorps der 16 Geschütze mit seinen Kanonieren, Handlangern und Civilkarrern ist etwas zu 100 Mann zu berechnen.

Die Generalität bestand aus dem Oberbefehlshaber Sigismund von Erlach und den ihm beigeordneten beiden Kriegsräthen Frisching und Graffenried nebst einigen Aides de camps. Dann kommen die vier Regimentscommandanten Morlot, Dießbach, May, Tschudi, mit je einem Oberstwachmeister als Adlatus, der Kavalleriecommandant Guy d'Audanger mit seinem Aide de camps und der Artilleriecommandant Willading. Endlich ein Oberwagenmeister, ein Generalproviandmeister, ein Oberfeldschärer, ein Oberprofos, alle mit ihren Unterangestellten, dann einige Feldprediger und wahrscheinlich auch einige Scharfrichter, wenigstens befand sich der Scharfrichter von Aarau unter den während der Schlacht Gefangenen.

c) Der Auszug der Luzerner und ihrer Verbündeten.

Die Luzerner Rathsboten auf der Tagsatzung in Baden (Statthalter Meyer, Landvogt Meyer und Schultheiß Dulliker) hatten am 3. Januar ihrer Regierung die Abreise der Zürcher und Berner Gesandten gemeldet, darauf auch diejenige der Schwyzer und damit den Antrag auf Absendung von 300 Mann nach Zug und von 100 Mann nach Mellingen verbunden. Diesem Briefe liessen sie am 4. Januar einen zweiten folgen, worin beantragt wurde, mit der Absendung der Truppen vor der Hand noch zu warten, was auch geschah. Kurz darauf verreisten Statthalter und Landvogt Meyer ebenfalls nach Luzern und es blieb nur noch Schultheiß Dulliker in Baden zurück. Gleiche Schreiben, wie die Gesandten von Luzern, hatten auch diejenigen von Uri und Unterwalden an ihre Obrigkeiten geschickt. In Folge desjenigen vom 3. Januar waren bereits 200 Urner und 100 Unterwaldner auf dem Marsch nach Zug, als das zweite Schreiben kam. Da kehrte am Abend des 6. Januar, dem h. Dreikönigstage, ganz unerwartet auch Schultheiß Dulliker von der nunmehr völlig aufgelösten Badener Tagsatzung nach Luzern zurück, mit höchst aufregender Botschaft. Sofort wurden auf Nachts 9 Uhr der Rath und die Hundert versammelt und es referirte der Schultheiß, daß nun auch die letzten Gesandten Baden verlassen hätten, weil gestern Abend „zwei Stund in der Nacht die Zürcher und Schaffhauser das

Kloster Rheinau unversehens überrumpelt und eingenommen und die Porte mit Petarden aufgesprengt, dabei 3000 Saum Wein und unzählbar viel Früchte darin gefunden und hinweggeführt.“

Man könnte nun erwarten, daß Luzern auf diese Nachricht sofort seine drei Ehrenzeichen mit oder ohne die „übrigen Kompagnien“ mobilisirt und wie die Zürcher zu einer bewußten Operation angesetzt haben werde. Statt dessen erfolgt ein successives Aufgebot und eine Reihe von Schlußnahmen, welche den Stempel höchster Defensivtendenz, ja zunächst eine völlige Planlosigkeit unverkennbar an sich tragen. Klar scheint der Rath vor der Hand nur darüber gewesen zu sein, daß er in Folge der nicht mehr mißzuverstehenden Haltung Berns, sich ohne Weiteres der militärischen Verpflichtungen entbunden halten dürfe, welche ihm durch das Kriegsabkommen der katholischen Mitstände von Ende November auferlegt worden waren. Die Nähe Berns, welches das Kantonsgebiet von Westen und Norden umschloß, gestattete natürlich nicht mehr die damals vereinbarte Absendung von je 2000 Mann im ersten und zweiten Aufgebot zum Heere der Alliirten in Zug. Statt dessen begnügte man sich mit der Zusendung der Compagnie des Hauptmanns Jost Pfyffer, in der Stärke von 400 Mann. Ueberdies sandte man nach Zug 10,000 Pfund Blei und zwei Kanonen. Eine zweite Maßregel betraf die Vervollständigung der Vertheidigungsmittel des untern Freiamtes. Allerdings waren die Maßregeln für die Befestigung der „Pässe von Bremgarten und Mellingen“ und deren Besetzung durch Truppen des Freiamts und der katholischen Orte vorbereitet und theilweise in der Ausführung begriffen. Allein man hielt ganz richtig auch noch die Aufstellung von Truppenkräften einer mobilen Außenvertheidigung für nothwendig, da das untere Freiamt, als die Scheidewand der Heere von Bern und Zürich, einem Einfalle am meisten ausgesetzt erschien. Also entsandte Luzern eine zweite Compagnie, diejenige des Major Alphons Sonnenberg, unter dem Commando seines Capitainlieutenants Louis Sonnenberg nach dem Dorfe Hägglingen, welches hinter der aussichtsreichen Höhe des Maiengrüns gelegen ist, ohne deren Besitz ein von Lenzburg kommendes Truppencorps weder Mellingen noch Bremgarten angreifen kann. Endlich durfte man die eigenen Grenzen nicht unberücksichtigt lassen und warf daher je eine Compagnie in die beiden bedeutendsten Grenzstädte des Kantons, nämlich die Compagnie des

Josef am Rhyn nach Sursee und diejenige des Aurelian zur Gilgen nebst 6 Geschützen nach Willisau.

Diese vier Compagnien waren nicht etwa ein und demselben Aufgebot entnommen, vielmehr gehörte die eine zum großen Panner, zwei zum kleinen und eine zur Stadtfahne. Die Truppenaufstellung beginnt also nicht nur mit schwächlichen Theilaufgeboten, die hierhin und dorthin zersplittert werden, sondern gleichzeitig mit einer Destruction der Ordre de Bataille, die man vor zwei Monaten so schön und einheitlich gefügt hatte.

Warum handelte man nicht wie Bern, welches fast gleichzeitig (8. Januar) seine „Losfschüsse“ ergehen ließ und auf einen Schlag zum Aufgebot seiner gesamten Wehrkraft, zur einheitlichen Besetzung der Grenzen und zur Organisation des Operationsheeres schritt?

Die Erklärung liegt zum Theil in dem Wunsche, vor Ergreifung allgemeiner Kriegsmaßregeln zuerst die Absichten der vier katholischen Mitstände zu vernehmen. Zu diesem Zwecke hatte der Rath von Luzern auf den 9. Januar die Stände Uri, Unterwalden, Schwyz und Zug zu einer Conferenz nach Luzern beschieden. Nach „verrichtetem Gruße“ verlangte zuerst Zug „Beisprung“, offenbar unter Berufung auf die Abmachung auf der Badener Conferenz von Ende November. Statt zu willfahren, prüfte man zwei eingelangte Schreiben des französischen Gesandten, die zum Frieden mahnten, nahm den Rath des Nuntius entgegen, „lieber etwas nach zulassen, als alles in den Stich zu setzen,“ consultirte die zur Sitzung eingeladenen Ehrengesandten von Freiburg und Solothurn über die Stimmung ihrer Regierungen und beschloß endlich, „sich aller Orten in völlige Kriegsverfassung zu setzen“. Im Fernern wurde beschlossen, die ennetbirgische Mannschaft, wenn sie eintreffe, nach Bremgarten, Zug und Rapperswyl zu verlegen, Rapperswyl, sowie Bremgarten und Melligen mit „Wehren“ zu versehen und gegen Ueberfall zu sichern und der Stadt Baden auf ihre Bitte hin 100 Mann von Luzern und 50 von jedem der vier andern Orte zuzusenden. Ueber die Hauptsache ging man dagegen mit Stillschweigen hinweg, über die Gewährung des „Beisprungs“ an Zug durch Concentration der fünfköpfigen Armee daselbst, im Sinne der frühern Abmachung, über die Aufstellung eines Oberbefehlshabers und über die Feststellung der Hauptgrundsätze einer militärischen Action.

Alles, was in dieser Beziehung geschah, war der Beschluß, „Fußposten einzurichten und gegenseitig fleißige Correspondenz zu pflegen“. Gerade wie es auf evangelischer Seite geschah, ließ man auch auf katholischer jeden Stand zum gemeinsamen Zwecke vorkehren, was er für gut fand.

Was Luzern anbelangt, so ging der Rath am 12. Januar zu weiteren Aufgeboten über. Es wurden nämlich nun auch die andern Compagnien der drei Ehrenzeichen, sowie die Compagnien der „übrigen Mannschaft“ ins Feld gestellt. Doch wäre es irrig, anzunehmen, es sei dies in der Weise geschehen, daß sich die Compagnien des nunmehr ebenfalls mobilisirten Gros der drei Ehrenzeichen örtlich jeweilen an die Compagnien angeschlossen hätten, welche bereits im Felde stunden, damit so die Einheit des Heeresorganismus und der Befehlgebung wieder hergestellt werde. Vielmehr fuhr man in der begonnenen Verzettlung der Kräfte planlos weiter und so manche Straße aus dem Kanton Bern in den Kanton Luzern hineinführte, so viele Detachemente wurden zu deren Bewachung an die Grenze gelegt.

Im Westen beginnend, war es zunächst das Entlebuch, welches excentrisch gelegen und vom Bernergebiet halb umfaßt, des Schutzes zunächst bedürftig erschien. Die dortigen Landleute, in der Zahl von 1000 Bewaffneten, erklärten, ihr Gebiet selbst bewahren zu wollen, weshalb ihnen als Hauptleute ihr alter und neuer Landvogt: Ludovicus Cysat und Melchior Schumacher beigeordnet wurden. Dann kam die von Huttwyl über Uffhusen führende Straße. Hier wurde die bereits in Willisau stehende Compagnie des Aurelian Zurgilgen durch die beiden Compagnien Christoph Cloos und Beat am Rhyn verstärkt. Weiters war das Kloster St. Urban, an der äußersten Nordwestecke des Kantons, an dem die Bernerstraße vom obern ins untere Aargau hart vorbeiführt, zu besetzen, was durch die 1½ Compagnien übriger Mannschaft unter Melchior Krebsinger und Bernhard Knab geschah. Die Invasionslinie durchs Wiggerthal von Zofingen auf Dagmersellen wurde durch die beiden Compagnien Keller und Göldlin besetzt, die in dem Grenzdorfe Reiden Stellung nahmen. Das hart über Straße und Grenze gelegene Schloß Wykon war besetzt worden unter dem Commando des Hauptmanns Louis Schumacher. Der Zugang von Aarau durchs Suhrenthal nach Sursee schien durch

die bereits in Sursee aufgestellte Compagnie Jost am Rhyn hinlänglich gedeckt, dagegen war nun noch die Operationslinie durchs Wynenthal nach Münster zu besetzen. Dorthin wurden die Hauptleute Leopold Bircher und Alexander Pfyffer mit ihren Compagnien gesandt.

Die vom aargauischen Seethal nach Hitzkirch führende Straße wurde nicht direct besetzt, lag aber zum Theil noch im Bereiche der bei Münster aufgestellten Compagnien. Dagegen wurden in das jenseits des Lindenberges gelegene Freiamt zu der bereits dorthin entsandten Compagnie Sonnenberg noch drei weitere Compagnien nebst 6 Geschützen instradirt, unter Ludwig Pfyffer, Niklaus und Balthasar Allmender, welche in Muri Cantonnemente bezogen und dort dem Stadtvenner Christoff Pfyffer unterstellt waren. Dieser hervorragende Offizier befand sich bereits vor dem 12. Januar im Freiamt, denn es wird berichtet, er habe an diesem Tage von Bremgarten aus beabsichtigt, die zürcherische Besatzung der Schanze von Oberwyl zu überfallen, welcher Versuch aber, wie der Spottwitz der Zürcher fabelt, an dem unerwarteten Vorbeisprung eines Hasen gescheitert sei, der seine Colonne nach Bremgarten zurückgeschreckt habe. Der wahre Grund lag in der Unzuverlässigkeit der Truppen, mit welchen der Ueberfall ausgeführt werden sollte und wird von Aurelian Zurgilgen in seiner Relation über den Villmergerkrieg dahin angegeben, „daß etwelche böse Meyenberger und Badener gesagt haben, die Zürcher seien auch ihre Herren und sie wollen nicht gegen sie kriegen“, weßhalb der Auszug aus Bremgarten überhaupt unterblieben sei.

Endlich wurden noch 400 Mann unter Major Jost am Rhyn nach der Gisliker Brücke entsandt, gleichsam als Reserve und Brückensicherung für das Detachement im oberen Freiamt, sowie als Verbindungsposten zwischen Zug, Muri und Luzern.

Abgesehen von der luzernischen Compagnie in Zug und den Besatzungen in Bremgarten, Mellingen und Baden, auf Wikon und in der Hauptstadt selbst, war somit nach dem 12. Januar die gesamte Heeresmacht Luzerns, sowohl die drei Ehrenzeichen, als die übrige Mannschaft in acht Abtheilungen auf dem ganzen Halbkreise der luzernischen Grenze, vom Entlebuch bis zur Gislikerbrücke aufgestellt oder vielmehr verzeddelt, zusammen 16 ganze und 3 halbe Compagnien, nebst 600 „übrigen“ Entlebuchern oder zusammen 7600 Mann. Es bleibt von der ganzen Ordre de Bataille nur die Rotten-

burger Compagnie übriger Mannschaft unter Hieronimus Cloos unausgewiesen, die entweder noch auf Piket stand oder in Luzern als Besatzungstruppe verwendet wurde.

Der ganze Aufmarsch war von Schultheiß Dulliker geleitet worden, der gleichsam der Kriegsminister war, oder wie er in seiner Biographie schreibt: den Generalbefehl hatte ohne den Titel. Ueber seine Thätigkeit schreibt er: Also hab ich die Stadt (Luzern) mit äußeren Werken von Holz im kalten Winter, mit Schlagbäumen, vielen Schanzkörben, Stücken auff den Thürmen und dem Kirchhof wohl versehen und mit vier großen Feldschlangen und 1000 Mann wohl verwahrt, hernach St. Urban mit 600 Mann, Wikon mit 70 Mann versehen u. s. w., an allen Enden Fußposten aufgestellt, damit wenn etwan einem Noth geschehe, ihm Hülfe gebracht werden könne, und hab also Tag und Nacht keine Ruh gehabt, öfters fünf Schreiber gehabt, um alles zu expediren und an allen Orten Ordres zu geben.“ Als alles aufgeboden und instradirt war, begab sich Dulliker mit „Munition, Stücken, Schaufeln, Granaten und Geld“ nach Sursee, wo demnach das Hauptquartier des Luzernischen Heeres sich etablirte. Nebenbei behielt sich aber auch noch die Regierung in Luzern einen directen und obersten Einfluß auf die Kriegsleitung vor. In Zug besammelten sich die Kriegsräthe von Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug.

Es ist unnöthig, vom rein militärischen Gesichtspunkte aus auf das Stümperhafte des luzernischen Armeeaufmarsches hinzuweisen, der noch weit hinter dem zurück blieb, was dießfalls Bern und Zürich leisteten, ein Cordon im schlechtesten Sinne des Wortes. Wenn man auch ganz gut begreifen kann, daß Luzern in Folge der Haltung Berns seine Streitkräfte weder zum Heere der übrigen vier Stände stoßen lassen, noch sie gegen das mächtigere Bern zum Vornherein zu einer Offensivaction ansetzen konnte, so war doch vom Standpunkte der reinen Defensive aus eine Cordonaufstellung wie die angeordnete das Allerverkehrteste und Gefährlichste. Wenn Bern handelte, wie ihm die politische und strategische Situation gebieterisch vorschrieb, nämlich mit seinem Operationscorps von der Heeresstraße nach dem Unteraargau rechts ab bei St. Urban, Melchnau oder Huttwyl in das luzernische Gebiet einfiel, so konnte es, falls die Operation nur einigermaßen schneidig aus-

geführt wurde, ein Grenzbewachungsdetachement der Luzerner nach dem andern über den Haufen werfen und in drei Tagen vor Luzern erscheinen. Luzern mußte, vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, ähnlich wie Bern vorgehen, also nur seine „übrige Mannschaft“ an die Grenze stellen und das Heer der drei Ehrenzeichen vereinigt in der Gegend von Ettiswyl (nördlich Willisau) aufstellen, wo die von Zofingen, St. Urban, Melchnau und Huttwyl in den Kanton Luzern hineinführenden Straßen zusammenlaufen.

Es wurde schon bemerkt, daß Luzern auch nach der Mobilmachung seiner ganzen Macht den diplomatischen Verkehr mit Bern keineswegs abbrach, sondern vielmehr eine Gesandtschaft dorthin geschickt hatte, welche von der activen Betheiligung am Kriege abmahnen sollte, und statt diesen Zweck zu erreichen, zusehen mußte, wie die erste Staffel des bernischen Operationsheeres Mitte Jänner aus Bern nach dem Unteraargau abmarschirte. Wie! wenn die Luzerner Gesandtschaft ihre Regierung von dem unvorsichtigen, wie in Friedenszeit ohne alle Kriegssicherung sich vollziehenden Marsch der successive sich folgenden Colonnen des Bernerheeres auf der Straße von Bern über Langenthal nach Zofingen benachrichtigt, Luzern rasch seine ganze Kraft hinter St. Urban oder bei Reiden zusammengezogen und mit der Ueberlegenheit der Zahl und der taktischen Situation die feindliche Marschcolonne in der Flanke angegriffen und gegen die Aare und den Kanton Solothurn geworfen hätte? Indessen, wer wollte die Luzerner tadeln, daß sie die günstige Gelegenheit eines großen und fast sicheren Erfolges nicht ausnutzten? Der gleiche Rest gemeineidgenössischen Gefühls, welches die Zürcher veranlaßte, ihre ersten Erfolge auf dem Boden der gemeinsamen Unterthanen, der Zugewandten und Verbündeten des Gegners zu suchen, welcher Bern veranlaßte, auf den directen Marsch auf Luzern zu verzichten, welcher beide abhielt, die Entscheidung auf dem Wege eines unmittelbaren Einfalls in das Land des andersgläubigen Bundesbruders zu suchen, die gleiche Scheu ließ auch bei der Regierung von Luzern keinen Gedanken an andere militärische Maßregeln aufkommen, als an solche, welche die strikte Vertheidigung des eigenen Landes gebieterisch zu fordern schienen. Daß diese Maßregeln aber auch vom Gesichtspunkte der bloßen Vertheidigung aus militärisch fehlerhaft waren, bestätigt nur die Stärke des über alle Entfremdung

der Geister fast mechanisch fortwirkenden Gefühls der Bundesgenossenschaft, welche die gleiche Gesinnung auch bei Bern als notwendig vorhanden voraussetzte. Luzern verzichtete nicht nur auf die Ausnutzung der günstigen Situation zur Ausführung eines Offensivstoßes auf die an seiner Nordwestgrenze vorbeimarschierenden Colonnen des bernischen Operationsheeres, sondern es hielt selbst die Concentration seiner Macht bei Ettiswyl in bloß defensiver Absicht für unnöthig, weil es ohne anderes annahm, daß man sich nur gegen allfällige Grenzverletzungen der feindlichen Grenzbewachungsdetachementen vorzusehen habe, und daß das feindliche Operationsheer sicherlich den Staat Luzern nicht direct angreifen werde. Es siegten die politischen Gesichtspunkte über die militärischen.

Schließlich ist noch kurz die Dislokation der Freiamtertruppen, sowie der Contingente von Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zu erwähnen.

Die Freiamter hatten in Boswyl und Umgebung Cantonnements bezogen. Von dort wurde Landschreiber Beat Zurlauben mit 200 Mann und circa 50 Dragonern nach Hägglingen entsendet, um die dortige Compagnie des Ludwig Sonnenberg zu verstärken. 150 Mann wurden nach Villmergen vorgeschoben, wohin sich auch Landvogt Wirz, der Commandant des ganzen Corps begab. Die Landesgrenze, welche das Freiamt von der bernischen Grafschaft Lenzburg trennte, stieg von der Reuß unterhalb Mellingen, zwischen Mägenwyl und Othmarsingen zur Höhe des Maiengrüns hinauf, dann hinunter an die Bünz, überschritt diesen Bach zwischen Dottikon und Hendschikon, traversirte dann das weite Feld der Langelen und stieg zwischen Dintikon und Villmergen zur Hügelkette hinauf, welche das Bünzthal westlich begleitet. Dottikon, mit dem oberhalb gelegenen Hägglingen am rechtsseitigen Thalhang und Villmergen am linksseitigen, waren daher die der Berner Grenze nächstgelegenen Ortschaften des Freiamts, die aus diesem Grunde etwelche Besetzung verlangten. Was die oberhalb Dottikon und Hägglingen befindliche Höhe des Maiengrüns anbelangt, so hatte dieser Punkt, wie bereits erwähnt, wegen seinen geographischen Beziehungen zu den Pässen von Mellingen und Bremgarten militärische Bedeutung und verlangte daher Seitens des katholischen Heeres vorzugsweise Beachtung.

Zieht man die Detachementen in Hägglingen und Villmergen von

der Gesamtstärke des Freiamtercorps ab, so erhält man 1200 Mann, die von den meisten Schlachtbeschreibungen als die Truppenstärke der Freiamter angegeben wird, die bei Boswyl stehend, nach dem Einrücken der luzernischen Truppen in Muri unter das höhere Commando des Luzerner Stadtvenners Christoph Pfyffer trat.

Diese 1600 Mann waren aber keineswegs die einzigen Truppen, welche das Freiamt aufstellte, sondern es erwähnt Zurlauben in seiner Schlachtbeschreibung ausdrücklich noch 900 Mann „übrige Völker“ aus den Freiamtern, die Mellingen, Bremgarten und die Sinserbrücke besetzt hielten und die wir uns im Sinne der schon im November von den eidgenössischen Ständen ergangenen Schlußnahmen über die Besetzung des Freiamts, etwa folgendermaßen vertheilt denken können: 300 in Mellingen, 400 in Bremgarten und 200 an der Sinser Brücke. Schultheiß Dulliker erwähnt in seiner Schlachtbeschreibung, daß 200 Mann nach Mellingen, 200 nach Bremgarten und 100 nach Sins gelegt worden seien. Es sind aber darunter offenbar nur die Truppen verstanden, welche die 5 Orte außer den Freiamtern aus ihren eigenen Contingenten nach diesen Orten zu schicken für nöthig fanden. In Bremgarten commandirte der Urner Hauptmann Püntiner, in Mellingen der Luzerner Oberstlieutenant Heinrich Pfyffer.

In Zug lagen am 12. Januar, außer den Truppen dieses Standes, die wir zu minimal 1200 rechnen können, und der Luzerner Compagnie des Jost Pfyffer, 300 Obwaldner unter Imfeld und 100 Nidwaldner. Die Panner von Uri und Unterwalden waren erwartet.

Rapperschwyl war durch 1200 Mann von Uri, Schwyz und Unterwalden besetzt, denen sich 100 Mann vom Schwyzerregiment in Mailand angeschlossen hatten. Luzern sandte einen Feuermörser mit Munition. Sodann hatten die Schwyzer den verwundbarsten Theil ihrer Grenze, nämlich die Schindelegi und das Plateau von Wollerau besetzt. Luzern half aus mit einer Kornsendung.

Unterwalden, das sich vom Berner Oberlande her über den Brünig bedroht glaubte, hatte von Luzern Zuzug von 2000 Mann verlangt, die aber natürlich nicht bewilligt werden konnten.

4) Die Berner bemächtigen sich der Höhen von Häggingen. (Maiengrün) 22. Januar.

Wir haben das Bernerheer bei der Revue verlassen, welche General von Erlach am kalten Morgen des 20. Januar auf dem Felde östlich von Lenzburg im Angesicht der von den Katholiken besetzten Höhe des Maiengrüns abhielt.

Mit Ausnahme des Regiments Erlach, das an diesem Tage erst von Bern ausrückte, war das Operationsheer vollzählig. Die Meinung mochte allgemein sein, daß man bei der strengen Winterszeit nicht lange am gleichen Fleck liegen bleiben dürfe, vielmehr etwas geschehen müsse. Seit Erlach mit seinem Corps im Unteraargau angekommen war, wurde er von der Regierung von Zürich mit dringenden Bitten um möglichst beschleunigten Zuzug bestürmt.

Vor Rapperschwyl stunden nämlich die Dinge immer noch unerfreulich. General Werdmüller schrieb am 18. dem Bürgermeister Waser in Zürich, daß seine Truppen noch immer Mangel an Lebensmitteln hätten, daß „an dem tapfren Beysprung und eilfertiger Diversion der Herren von Bern gegen Luzern und Unterwalden sehr viel gelegen sei und daß es der Rath an keinerlei Mittel und Ermahnung ermangeln lassen müsse, damit die von Bern solche Diversion schleunigst befördern.“ Zürich sandte nun an Erlach einen Boten, welcher ihm meldete, daß Bürgermeister Waser mit dem Seckelmeister Werdmüller und dem Generaladjutanten Escher nächstens beim Bernerheere eintreffen würde, um mit ihm über die „Conjunction in aller Vertraulichkeit zu conferiren“. Im Fernern war der Bote ermächtigt, dem General mitzutheilen, daß es Zürich unmöglich sei, sich mit den Bernern „vor Melligen zu conjugiren wegen des bösen und zu dieser Zeit sehr beschwerlichen Bergs (es ist der Heitersberg gemeint), welcher auch noch dazu durch Verhaue gesperrt sein solle und verhindere, das Geschütz und den Proviant hinüber zu schaffen. Man halte für die Conjunction Bremgarten bequemer und könnte sich dabei zürcherischer Seits mit einigen Tausend Mann vor der Stadt präsentiren. Uebrigens könne der Flußübergang auch unmittelbar ober- oder unterhalb Bremgarten stattfinden und müsse dem General überlassen werden, einige Truppen gegen Melligen, Windisch und Klingnau marschiren zu lassen.“

General von Erlach hatte auch noch zu dieser Zeit von seiner Obrigkeit keine bestimmten Weisungen über die Art und Weise der Durchführung des Feldzuges. Seine Autorität stund zu hoch, als daß man glaubte, ihm auch nur durch eine Meinungsäußerung vorgehen zu dürfen. In einer Zuschrift vom 13. sprechen die Kriegsräthe die Meinung aus, daß, „wenn von den Luzernern die Feindseligkeit angefangen werde, er sie darüber ebenfalls feindlich tractiren werde, stellen im Uebrigen alles seiner habenden Gewalt und Fürsichtigkeit anheim.“ Noch in einem Briefe vom 19. Januar wird nur die allgemeine Erwartung ausgesprochen, „daß er auch fürbaß in seinem guten Eifer zu Lob, Ehr und Ruhm ihres Standes, desselben Sicherheit und der Stadt Zürich zum Trost fürsichtig zu agiren wissen werde.“

Ob Erlach zu dieser Zeit die Absicht hatte, sich mit den Zürchern zu verbinden und zu diesem Zweck die Reuß bei Mellingen zu passiren — fast sollte man es glauben. Jedenfalls bestund in den Ansichten über den geeigneten Uebergangspunkt zwischen ihm und der Zürcher Regierung Meinungsverschiedenheit. Für Zürich war eine Conjunction bei Bremgarten oder oberhalb ebenso günstig, wie für Erlach diejenige von Mellingen. Dort hatten sie, bei Kappel und Oberwyl, ihre Truppen, welche die gegnerischen Streitkräfte bei Zug im Schach hielten. Marschirten sie mit denselben nach Mellingen herunter, so gaben sie die Zürcher Grenze gegen Zug preis, es wäre denn, daß für diese Cooperation bei Mellingen andere Truppen bestimmt worden wären, an denen es aber auf so lange gebrach, als die Belagerung von Rapperschwyl aufrecht erhalten wurde. Indessen waren dies aber nur Gründe für die Zürcher und nicht auch für die Berner. Nachdem die Zürcher den Krieg bis jetzt ganz auf eigene Faust und ohne die geringste Rücksichtnahme auf ihren Bundesgenossen geführt hatten, durfte sich Erlach wohl herausnehmen, über die Art und Weise, wie er es für gut hielt, den Zürchern beizuspringen, seinen eigenen Plan und Vorthail ebenfalls in Betracht zu ziehen. Und da lag es denn auf der Hand, daß für ihn der directe Weg geradeaus auf Mellingen der einfachste und natürlichste war. Von seinem Hauptquartier Lenzburg sind es nach diesem „Passe“ nur 8 Kilometer, man stund also bereits vor demselben. Den Zutritt verwehrte nur der feindliche Posten auf Maien-

grün, der indessen so schwach war, daß Erlach hoffen durfte, denselben mit leichter Mühe auf die Seite zu schieben. Das nächste stärkere Detachement des Feindes, abgesehen von den 150 Freiämtern in Villmergen, befand sich in Muri und Boswyl, also einen Tagmarsch entfernt. Bis dasselbe heran war, konnte man die nöthigen Vorkehren schon treffen, um sich gegen Ueberraschung zu sichern, etwa durch Aufstellung einer Flankenhut auf Maiengrün. Uebrigens hatte das Detachement des Stadtvenners Pfyffer, die Freiämter eingerechnet, zu dieser Zeit nur eine Stärke von ca. 2400 Mann. Ganz anders verhielt es sich bei einem Angriff der Berner auf Bremgarten. Dieses Städtchen liegt von Muri und Boswyl nicht weiter entfernt, als Mellingen von Lenzburg und wenn Erlach mit seinem ganzen Heere dorthin marschirt und in das Reußthal hinabgestiegen wäre, das von dem Höhenzug eingeengt wird, hinter welchem die feindlichen Cantonnements von Bünzen und Muri lagen, so hätte er sein Corps allerdings der Gefahr eines feindlichen Ueberfalls von den bewaldeten Anhöhen herunter und mit dem Fluß und befestigten Städtchen in Rücken und Flanke ausgesetzt, ganz abgesehen von dem Schaden, welcher durch einen gleichzeitigen Ausfall der Mellinger Besatzung seinen rückwärtigen Verbindungen mit Lenzburg und seinem Nachschub von Proviant, Munition und Feldgeräthe zugefügt werden konnte. General von Erlach konnte eine Unternehmung auf Bremgarten daher nur wagen, wenn er vorher den Stadtvenner Pfyffer und das mit ihm verbundene Corps der Freiämter aus dem Felde geschlagen hatte, was nur durch einen directen Marsch auf Muri erreicht werden konnte. Dieser Marsch führte ihn aber aller Voraussicht nach von der directen Verbindung mit Zürich wieder ab, denn es war anzunehmen, daß sich von Erlach durch den Zug auf Muri das ganze Luzernerheer auf den Hals ziehen würde, und daß in Folge dessen eine entscheidende Action schon diesseits der Reuß und vor vollgezogener Vereinigung mit Zürich fallen werde.

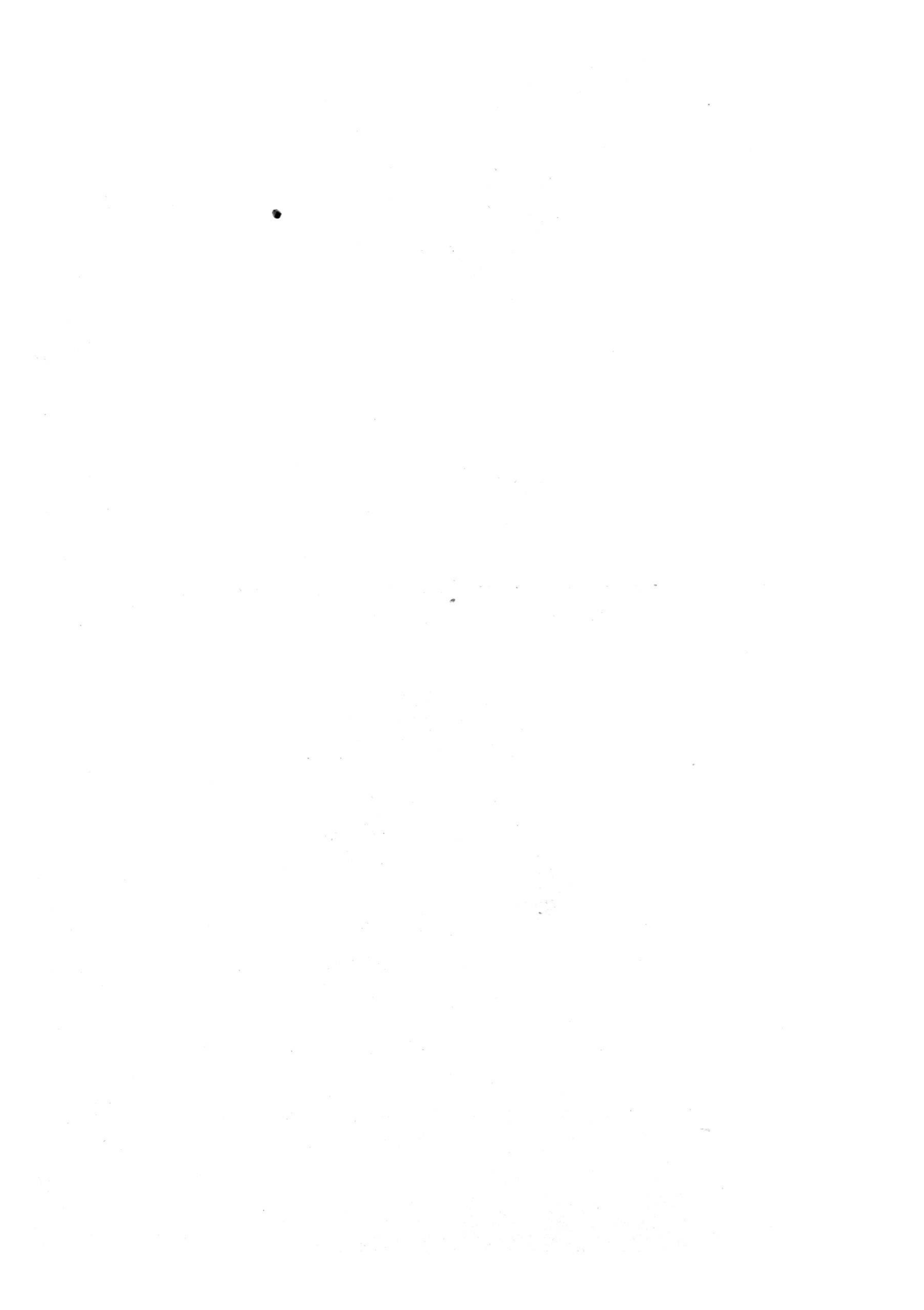
Diese Verhältnisse machen es erklärlich, warum General v. Erlach, wenn er sich mit den Zürchern überhaupt verbinden wollte, den Uebergangspunkt bei Mellingen oder weiter flußabwärts suchen mußte. Ueber die Vertheidigungsmittel und die Besatzung von Mellingen war er durch einen Bericht des Obersten May vom 17. Januar hinlänglich unterrichtet. Er schrieb ihm, daß noch kürzlich 500 Mann



Nach dem Gedenkblatt an die Villmergerschlacht von Schindler von 1674.
Kupferstich auf der Luzerner Stadtbibliothek.



Nach dem zeitgenössischen Oelgemälde auf der Berner
Stadtbibliothek.



dorthin verlegt worden seien, „dem Verlaut nach alles Luzerner Volk und sollen viel starke junge Weibspersonen in Mannskleidern begriffen sein.“

Tags darauf (21. Januar) schrieb General von Erlach an den Commandanten von Melligen, den Oberstlieutenant Heinrich Pfyffer, „weil ihm der Paß über die Reuß zu haben nothwendig sei, so er-
suche er denselben, und begehre klaren Bericht, wessen er sich dies-
falls zu versehen habe; ob man ihm den Paß als einem Fremden
bewilligen oder aber ihn als Feind behandeln werde?“ Der Stadt-
commandant lehnte das Begehren höflich, aber bestimmt ab und drohte,
daß, wenn die Berner gegen den Platz in feindlicher Weise vor-
gehen würden, „jeder männiglich mit der Gegenwehr gute Satis-
faction geben würde“.

In Folge dessen entsandte von Erlach noch gleichen Tages ein
Cavalleriedetachement von einigen 20 Reitern zur Recognoscirung
der feindlichen Stellung auf Maiengrün, welche die Straße von
Lenzburg nach Melligen dominirt. Das dortige Detachement des
Feindes war eben mit der Befestigung der Anhöhe beschäftigt und
hatte an die am Fuße derselben vorbeiführende Landesgrenze Vor-
posten vorgeschoben. Ebenso einen stärkeren Posten von 100 Mann
nebst den 50 Reitern nach der an der Bünz gelegenen Mühle
Dietfurt, südlich welcher die Straße von dem bernerischen Hend-
schikon nach dem Freiämter Dottikon auf einer Brücke über den
Bach und die Landesgrenze führt. Die Berner Reiter scheinen
den von dieser Brücke quer über das Feld der Langelen gehenden
Grenzzug nicht gehörig beachtet zu haben, weßhalb die katholischen
Posten Feuer gaben, das von den Reitern aus ihren Handrohren
und Pistolen lebhaft erwidert wurde. Es ging nicht lange, so
erhielt der junge Freiherr von Eclepens, der Schwiegersohn des
Berner Schultheißen von Graffenried und wie es scheint der An-
führer des Detachements, einen Schuß, der gleichzeitig sein Pferd
tödtete. Schon eilte der feindliche Posten auf ihn zu, als der ver-
wundete Edelmann die Pistole ergriff und in dieser drohenden Hal-
tung den weiteren Angriff verhinderte. Er wurde hierauf von seinen
Kameraden zur ärztlichen Behandlung in den Löwen nach Lenzburg
gebracht. Erlach aber nahm sofort Veranlassung, sich bei den com-
mandirenden Offizieren auf Maiengrün (Ludwig Sonnenberg und Land-
schreiber zur Lauben) darüber zu beschweren, „daß man nicht Kriegs-

manier brauche“. Diese schrieben zurück, daß der verwundete Reiter an dem Unfall selbst Schuld sei, weil er wohl gewußt habe, wo die Marken seien und jenseits derselben nichts zu schaffen gehabt habe; übrigens hätten seine Reiter zuerst Feuer gegeben“ und könne der Berner General versichert sein, daß sie entschlossen seien, vor ihm um kein Haar breit zu weichen, komme was da wolle.

Das gewöhnliche Präludium der Kriegseröffnung, die Frage, wer zuerst die Grenze überschritten und wer den ersten Schuß gethan, ist natürlich bei einem Bürgerkriege noch wichtiger, als sonst. Sigmund von Erlach hatte daher von seinem Standpunkte aus ganz Recht, wenn er sich bemühte, die auf seiner Seite zuerst empfangene Verletzung gehörig zu constatiren, damit seine nun folgenden militärischen Schritte etwas von dem Charakter der abgedrungenen Rache und Nothwehr erhielten. In der That sind die Schlachtbeschreiber sowohl auf evangelischer als katholischer Seite so naiv, den nun folgenden Einfall der Berner in das Freiamt in Causalzusammenhang mit der Verwundung des Freiherrn von Ecleppens zu bringen. So schreibt der Provisor Schilpli von Aarau in seiner der Vaterstadt Brugg gewidmeten Kriegsrelation: „Der Schaden reuchte nicht nur dem Patienten, sondern dem General selber in die Nasen, darum berief er am 22. Jenner alles Kriegsvolk in höchster Eile zusammen. Er selbst in eigener Person, sammt dem ganzen Kriegsheer, Artillerie und allen Munitionswagen waren die ersten im Feld,“ zuletzt erschienen die Compagnien des unteraargauischen Regiments des Obersten von May, da ihre Cantonnements am weitesten entfernt waren. Das Heer wurde in „guter Ordnung“ in „gewisse Haufen getheilt“. Von einem katholischen Berichterstatter, der beim Corps auf Maiengrün stand, demnach von dort herunter alle Vorbereitungen der Berner überblicken konnte, wird der Aufmarsch der Berner folgendermaßen erzählt: Nachdem die bernischen Cantonnements in der vorangegangenen Nacht alarmirt und alles zur Besammlung auf dem weiten Feld der Langelen gemahnt worden war, kamen die „Bärner am Morgen (Samstag den 22.) aus ihren Höhlen bis an die katholische Gränze herfür gezogen und wurden alldort in einer schönen Ordnung squadronsweis sammt der Reiterei gestellt, welches Aufziehen gewährt ungefähr bis um 2 Uhr Nachmittags. Darauf führten sie alle ihre Stück bis an die Gränze und flanquirten sie wieder uns.“

Der Verfall der bernerischen Taktik dieser Zeit kann nicht besser illustriert werden, als durch diesen, viele Stunden sich hinziehenden Aufmarsch auf dem offenen Felde der Langelen, von über 7000 Mann, gegen die 1½ Bataillone des Feindes, zu deren Vertreibung ein einziges Regiment und etwas Artillerie natürlich mehr als hingereicht hätte.

Katholischer Seits war auf die Meldung von dem Aufmarsche des Bernerheeres auf dem Langelenfeld in den Ortschaften Hägglingen und Dottikon Alarm geschlagen worden. Die im Pfarrhause von Hägglingen einquartierten beiden Oberanführer, Landschreiber Beat Zurlauben und Hauptmann Ludwig Sonnenberg ließen die Mannschaft auf der Anhöhe des Maiengrüns Stellung nehmen und sandten sowohl nach Villmergen zu Landvogt Wirz und nach Muri zu Stadtvenner Pfyffer Boten mit dem dringenden Gesuch um Unterstützung. Sodann warf sich Beat Zurlauben auf sein Roß und ritt „spornstreichs“ zur Brücke von Dietfurt herunter, die er Angesichts des Feindes, aber von demselben ungehindert abbrechen ließ.

Ueber das Verhalten des Detachements auf Maiengrün lassen wir wiederum unsern katholischen Mitkämpfer sprechen: „Inzwischen ist die Mannschaft auf der Höhe des Berges angekommen und hat sich etliche Mal mit fliegenden Fahnen ganz fröhlich und unerschrocken unter die Augen des Feindes gestellt und auch 2 Stücklein, so sie gegen den Feind gestellt, gegen ihn flanquirt. Anfangs waren wir vorhabens den Feind anzugreifen, weil wir jedoch gesehen, daß er sich je länger je mehr mehren thäte, ist für rathsam erkannt worden, in guter Postur den Feind zu hinterhalten und alldort so lang als möglich zu verbleiben. Bei den Truppen befanden sich die Pfarrer von Villmergen, Hägglingen und Niederwyl, sowie zwei Kapuziner. Alle knieten nieder und riefen mit lauter Stimme Gott und Maria mittelst des Rosenkranzes um Hilfe an. Inzwischen haben die Berner ihre Stück losgebrannt und Feuer auf uns gegeben, jedoch wenigstens 20 Schritte gefehlt und unangesehen sie eine lange Zeit gegen uns geschossen, haben sie nichts destoweniger Niemand keinen Schaden zugefügt. Nur einem wurde der Arm entzweigebrochen durch eine Stückkugel, welche zu Dottikon von einem Dach herunterfiel. Sodann sind 2—3 Dragoner, welche sich zu weit gegen den Feind gewagt, von ihm gefangen worden. Endlich als wir gegen 4 Uhr gesehen,

daß kein Succurs mehr zu hoffen sei und die Nacht anbrach, auch die Besorgniß obwaltete, daß die Berner unsere kleine Zahl erkundschaften und uns während der Nacht überfallen möchten, haben wir als nothwendig concludirt uns heimlich in aller Stille zu retiriren. Unter dem Schutze der Dragoner, die vorläufig in der Stellung stehen blieben, zog sich das Fußvolk von der Anhöhe zurück und gieng „hinterücks durch den Waldtheil gegen Villmergen, andere auf Wohlen und weiter, worauf auch die Dragoner sich zurückzogen. So der Anonymus. Landschreiber Zurlauben sagt in seinem Schlachtberichte, daß der Rückzug in Folge eines Befehls erfolgt sei, welchen Louis Sonnenberg vom Stadtvenner Pfyffer in Muri erhalten habe und dem beigefügt worden sei, „daß man bis Morgen von Luzern mehrerer Völker gewärtig sei“ und alsdann beabsichtige, mit denselben und der Freiämter Mannschaft die bernerische Armee „abzutreiben“. Nach Zurlauben hätte das „Scharmützel“ nur eine halbe Stunde gedauert.

Was nun den Vormarsch der Berner aus ihrer Schlachtordnung in die feindliche Stellung anbelangt, so scheint derselbe erst mit dem Rückzuge der Katholischen stattgefunden zu haben, da von einem eigentlichen Rencontre nirgends die Rede ist. Der Provisor Schilpli erzählt darüber Folgendes: Als die Armee ihre Aufstellung auf dem Langelenfeld beendet hatte, „wurde fortmarschirt“. Als sie aber über die Bünz „reisen“ wollten, hat der Feind einen kleinen Vortheil gebraucht, indem er den Weg mit Bäumen verlegt, damit das Volk im Marschiren etwas gehindert würde. Als der General-Feldzeugmeister Willading solches gesehen, ist er „postwys“ zu den Wagen geritten, hat etliche Holzsägen herausgeholt, die Bäume zerschnitten und den Paß geöffnet, worauf das ganze Volk haufenweis nach Dottikon marschirt ist. Nun ließ der Feind sich auf dem Berg, d. h. der Höhe des Maiengrüns mit etwas Reütern und Fußvolk blicken. Als die Berner dieß sahen, rückten sie ihnen den Berg hinauf entgegen und haben einander mit Pistolenschüssen salutirt. Ob aber einer Todes verblieben sei, ist nicht bekannt, doch sagt man für gewiß, daß einer von den Feinden, von den Unsrigen ab einem Baume, darauf er Schiltwach gehalten, herabgeschossen worden sei und der Thäter von Obrist May zwei Dukaten Belohnung empfangen habe. Der Feind zog sich hierauf, in Folge seiner starken Minderheit, zurück und die Berner besetzten den Berg und zwar blieb die Hälfte des

Heeres auf dem Berg, die andere belegte Dottikon und Hägglingen und plünderte Alles aus. Beide Dörfer wurden, doch ohne Wissen der obersten Hauptleute, von Wälschen in Brand gesteckt und es verbrannten in beiden bei 23 Firsten. „Unser Volk war die ganze Nacht in Hägglingen sehr muthig, saßen in Sauß und Braus, weil sie an Spys und Trank die Fülle gefunden, sotten und brateten, nicht betrachtend das gemeine Sprüchwort;

„Wenn die Soldaten sieden und braten,
So thut der Krieg zu einem bösen End gerathen.“

Daß in Hägglingen und Dottikon übel gehaust wurde, wird auch von den andern evangelischen Schlachtbeschreibern bestätigt. So erzählt Zimmerli: Und obgleich Rauben und Brennen bei Lebenstraf verboten worden, ward es dennoch von den welschen Völkern also bald übersehen. Sie trieben großen Muthwillen und durften plündern, aber den Deutschen (wird fast mit Wehmuth beigefügt) war es hart verboten. Da alles starke Mannsvolk aus den Dörfern hinweggeflohen, vermeinten die Welschen, sie haben nun gewonnen Spiel und wurden gar frech und verderbten die Häuser übel, machten gute Beute, aßen und tranken und trieben viel Kurzweil. Kurz, Offiziere und Gemeine waren gar sorglos und verachteten den Feind, hatten keine bestellten Kundschaften und Spione, wogegen die Feinde sehr vorsichtig und umsichtig waren.“ Die Zahl der verbrannten Häuser beziffert Zimmerli auf 28 und erwähnt, daß bei dem Anlasse auch fünf bernische Fahnen verbrannt seien. Von noch stärkerem Unfug wissen die katholischen Quellen zu berichten: So schreibt Beat Zurlauben, daß die Berner alles, was sie angetroffen, geraubt und geschändet, die Bilder in den Kirchen verunehrt, verhauen, die Kirchenfahnen verrissen, viel Häuser in Brand gesteckt, wobei auch 2 kleine Kinder in den Flammen umgekommen seien. Im Fernern berichtet der oben mehrfach citirte katholische Mitkämpfer, daß sie die Altäre zusammengeschlagen und dem Bildniß der Maria die Augen ausgestochen, auch drei kleine Kindlein ins Feuer geworfen, „wie etliche sagen, sonst bin ich nit dabei gewesen“.

5) Das Detachement des Stadtvenner Christoph Pfyffer in Muri wird verstärkt. General von Erlach rückt auf Villmergen vor. (23. Januar.)

Sofort nach der erhaltenen Mittheilung vom Angriff der Berner auf das Maiengrün und der Antwort, daß Unterstützung zur Zeit unmöglich, schickte Venner Pfyffer zu Schultheiß Dulliker nach Sursee, mit dem Gesuch um baldmögliche Unterstützung. Es geschah dieß noch am 22. Abends. In der Nacht vom 22./23. konnte der Bote in Sursee sein. Schultheiß Dulliker und die ihm beigeordneten Kriegsräthe waren natürlich sofort über die Nothwendigkeit der abzusendenden Unterstützung einverstanden. In aller Eile wurden die bezüglichen Marschbefehle ausgefertigt und die Boten in die Cantonnements der Compagnien abgesandt, welche man zur Verstärkung des Venner Pfyffer bestimmt hatte.

Man muß sich nur wundern, warum diese Truppenverschiebung nach dem Freiamt nicht schon viel früher stattfand, denn seit dem Eintreffen des bernischen Operationscorps am 19. Januar Abends in Lenzburg, hatte die Cordonaufstellung des luzernischen Heeres absolut keinen Sinn mehr. Nachdem aber Stadtvenner Pfyffer den Einmarsch des Bernerheeres in das Gebiet der VII alten Orte und die Besitznahme des Maiengrüns gemeldet hatte, mußte unbedingt das ganze Luzernische Heer im obern Freiamt zusammengezogen werden. Statt dessen geschahen von neuem halbe Maßregeln. Von den 13^{1/2} Compagnien oder 5400 Mann, welche in den Grenzgebieten des Kantons vom Entlebuch bis Zug aufgestellt waren, wurden nur 4 Compagnien oder 1600 Mann als Succurs bestimmt, nämlich die Compagnie Jost Pfyffer in Zug, die Compagnie Jost am Rhyn an der Gisliker Brücke, welche sich von selbst verstunden, sodann noch die Compagnie Aurelian Zurgilgen in Willisau und die Compagnie Ostertag, die ursprünglich in Reiden im Wiggerthale stand, später aber nach Triengen im Suhrenthal und benachbarten Gemeinden verlegt worden war. Alle übrigen Truppen blieben in ihren bisherigen Stellungen. Und das geschah, trotzdem Dulliker, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, dazumal der bestimmten Meinung war, das Heer des General Erlach bestehe aus 14,000 Mann. Was sollten unter diesen

Verhältnissen dem Stadtvenner Pfyffer zu seinen 3200 Mann (Freiämter inbegriffen) noch diese 1200 nützen, und welche Berechtigung hatte das Stehenlassen von vollen $9\frac{1}{2}$ Compagnien auf der Grenzperipherie vom Entlebuch bis Münster. Die luzernische Heeresleitung konnte sich eben schlechterdings nicht von dem Gedanken der Grenzbewachung frei machen. Sie war gänzlich uneingedenk der in der Natur der Sache liegenden Kriegsregel, daß wer alles decken will nichts deckt und daß an der Hauptentscheidung mit vereinigter Macht Alles, an der Abwehr kleiner Grenzverletzungen oder partieller feindlicher Einfälle nichts gelegen ist. Dullikers Maßnahmen zielten so recht darauf hin, das luzernerische Heer einer schweren Schlappe auszusetzen, der Gegner brauchte nur seinen Vortheil verständig auszunützen. Von Muri nach Sursee hat ein Reiter bei Nacht und in strenger Winterzeit 4 Stunden zu reiten, von hier nach Triengen und Willisau 1, nach der Gislikerbrücke und Zug 3 bis 4; Infanterietruppen haben von Zug und Gislikon 4—5 nach Muri, von Triengen und Willisau ebendahin aber mindestens 10 Stunden zu marschiren. Nehmen wir an, die Staffete des Stadtvenner Pfyffer sei am 22. Nachts 10 Uhr in Sursee eingetroffen, so konnte die Abfertigung der Boten mit den Marschbefehlen nach Triengen, Willisau, Gislikon und Zug erst gegen Mitternacht erfolgen. Bald nachher konnten dieselben allerdings in Reiden und Willisau, erst gegen Morgen des 23. dagegen in Gislikon und Zug anlangen und erst im Laufe des Vormittags konnten die letzten Compagnien aus ihren bisherigen Cantonnementen nach Muri abmarschiren.

Da nach 4 Uhr die Nacht eintrat, so folgt, daß die Compagnien erst nach Eintritt der Nacht des 23./24. in Muri eintreffen konnten. Aus einem Schreiben des Rathschreiber Payer von Sursee geht hervor, daß die beiden Compagnien, welche den weitesten Weg hatten, nämlich Aurelian Zurgilgen von Willisau und Hauptmann Ostertag von Triengen, am 23. Morgens 11 Uhr in Sursee ankamen und darauf bis Hitzkirch weiter marschirten. Dort werden sie einige Stunden geruht haben und marschirten dann noch in der Nacht über den Lindenberg nach Muri. Dulliker erwähnt in seiner Lebensbeschreibung nicht ohne Selbstgefühl, wie er in der Zeit von 15 Stunden bei Tag und Nacht alles „aufgemahnt“ habe und wie „schier in einer Stunde, ohne daß einer vom andern etwas gewußt“, alle Compagnien in Muri angekommen seien.

Am gleichen Tage (23.) giengen auch Louis Sonnenberg, Zurlauben und Wirz „mit ihren Völkern“ zum Hauptheere zurück. Die Compagnie des Louis Sonnenberg hatte die Nacht vom 22./23. in Wohlen und rückwärtigen Ortschaften zugebracht, und zog sich am andern Morgen auf Muri zurück. Zurlauben, der seine halbe Compagnie mit den „Völkern“ des Landvogt Wirz in Villmergen vereinigt und dort die Nacht zugebracht hatte, schreibt in seiner Relation „und gleichwohl Herr Würz und Zurlauben sich gern zu Villmergen eingeschanzt und Posto gefaßt hätten, sind sie bei solcher Gewandtniß nach Boswyl eine Stunde weit von Villmergen gezogen“. Weiter erzählt er, daß Wirz und er am 23. „unterschiedliche Mal“ bei Stadtvenner Pfyffer die Abhaltung eines Kriegs Rathes dringend verlangt hätten, zu dem Zwecke, „daß man die Berner in Gottes und Maria Namen angreifen solle, anders sie die Katholiken zu Grunde zwängen, sonderlich da der Gegentheil sich je länger je mehr stärke und man ihm niemals an Volk gleich sein würde. Stadtvenner Pfyffer und seine Kriegsräthe hätten sich dazu endlich willig verstanden und nur etwas Dilation begehrt bis zum Eintreffen der erwarteten Verstärkung“. Im gleichen Sinne schrieb Zurlauben auch an die in Zug versammelten Kriegsräthe der inneren Kantone. Landammann Zurlauben von Zug, der Vater des Landschreibers, antwortete zurück: „Euer Anschlag gefällt uns gar wohl, allein thut bald dazu, ehe die Lahmen, Blinden und Langsamen ins Land kommen.“ Gleichen Tags (23.) schrieb Stadtvenner Pfyffer an den luzernischen Kriegsrath in Sursee: „Nach Ankunft von Major Sonnenberg wolle er einen Kriegsrath halten und exequiren, was der heilige Geist inspiriren werde. Man schätze die bernische Macht über 6000 Mann und 1000 Reiter.

Wir kehren nun wieder zum Bernerheere zurück. Offenbar war die bernische Generalität nach der Besitznahme von Dottikon und Hägglingen wiederum in die bequemen Quartiere auf Schloß Lenzburg zurückgeehrt, wo sie die Nacht zubrachte, während in Hägglingen und Dottikon schamlos geraubt und gesengt wurde.

Am 23. Morgens gab Sigmund von Erlach den Befehl zum Marsch auf Villmergen. Ob der General zur Zeit der Ertheilung dieses Befehls schon Kenntniß von der Zusammenziehung feindlicher Kräfte im obern Freiamt hatte, ist ungewiß, doch wahrscheinlich. In der bernischen Feldkanzlei in Villmergen wurde nach der Schlacht ein Brief des Commandanten der bernischen Truppen in Zofingen (Haupt-

mann Müller) gefunden, worin derselbe meldet, daß von Reitnau Bericht eingegangen sei, in den benachbarten Dörfern sei um Mitternacht vom 22./23. die Trommel gerührt worden und alles unter das Gewehr getreten und abmarschirt, man wisse nur nicht eigentlich, ob der Marsch ob sich oder nid sich gehen werde. Offenbar handelt es sich um die südlich Reitnau, das heißt in Triengen und Umgebung dislozirte Compagnie Ostertag. Wenn dieser Bericht noch vor Tagesanbruch des 23. von Zofingen abgieng, so konnte ihn Erlach schon im Laufe des Vormittags in Händen haben und war wohl befugt, denselben in Causalnexus zu der gestrigen Besitznahme des Maiengrüns zu bringen. Er konnte sich denken, daß der Feind seine Kräfte vom westlichen Kantonstheil nach dem Freiamt schieben werde, wo die Grenzüberschreitung stattgefunden hatte, Abwehr nöthig war und überhaupt die meiste Gefahr drohte. Wiederum schickte der Rath von Zürich und General Werdmüller Briefe und Boten mit dringender Bitte um Conjunction bei Bremgarten oder weiter oben. Erlach dachte aber am 23. Morgens nicht mehr an eine Forcirung der Reuß weder bei Mellingen noch bei Bremgarten, seine Absicht war nunmehr darauf gerichtet, den ihm zunächst stehenden Feind aufzusuchen, zu schlagen, von dem Freiamt zu Handen seiner Regierung Besitz zu nehmen und das Weitere dem Gang der Operationen vorzubehalten.

Die Erwägungen, die ihn zu dieser Entschließung führten, boten sich ihm allerdings schon seit seinem Eintreffen in Lenzburg, weshalb wir die Frage dahin gestellt sein ließen, ob die Absicht auf die Forcirung der Passage bei Mellingen überhaupt jemals ernstlich vorhanden war.

Der Commandant von Mellingen öffnete die Thore nicht freiwillig, das war sicher. Auf eine Ueberrumpelung des Städtchens ließ sich nicht hoffen, also mußte die Oeffnung des „Passes“ mit Gewalt herbeigeführt werden. Ob man mit einer bloßen Beschießung dahin gelangte, schien zweifelhaft, da man nur Geschütze allerkleinsten Kalibers bei sich hatte. Die Heranziehung von Belagerungsgeschütz und die Arbeiten einer förmlichen Belagerung verlangten viel Zeit und waren bei der harten Jahreszeit und mit einem so großen Truppenkörper, der untergebracht und verpflegt sein wollte, schwierig, wie die Erfahrungen der Züricher vor Rapperschwyl lehrten. Auf eine Mitwirkung der Zürcher von der rechten Reußseite her, gegen die

andere Stadthälfte war, wie aus ihren Briefen zu ersehen ist, nicht zu hoffen. Gelang es aber den Bernern, auch ohne die zürcherische Hilfe den Fluß zu forciren, was hatten sie damit erreicht? Sie konnten dann Reuß aufwärts ziehen, sich mit den Zürcher Detachementen in Kappel und Oberwyl vereinigen und sehen, wie sie mit dem Heere der Katholiken fertig würden. Dieses konnte sich entweder im Kanton Zug vereinigen und eine Entscheidungsschlacht annehmen oder sich in das Gebirg von Schwyz zurückziehen, wo die Kriegführung in so strenger Winterszeit für ein damaliges Operationscorps in der Stärke des bernischen, weit weg von den heimischen Ressourcen und mit den mangelhaften Einrichtungen für den Nachschub von Proviant, Munition, für Sanität und Feldgeräth aller Art, fast eine Sache der Unmöglichkeit war. Wie stunden aber die Berner da, wenn sie geschlagen wurden, oder eine Entscheidung nicht herbeiführen konnten, wenn sich dann der Paß über die Reuß wieder schloß, wenn das Heer von der Heimat abgeschnitten und diese allerorts den Einfällen des Feindes preisgegeben war? Und all diese trüben Chancen für einen Bundesgenossen, der inzwischen mit seinem Hauptheere fortfuhr, jenseits des Zürchersees selbstsüchtige Eroberungspolitik zu treiben, der mit fortgesetztem selbstverschuldetem Mißgeschick eine Stadt berannte, die mit Schwyz nur verbündet war, und zu der Kriegsursache in keinerlei Beziehung stund, deren Wegnahme selbst militärisch ohne großen Werth war. Denn offenbar wäre man auch nach der Eroberung von Rapperschwyl dem eigentlichen Object des Krieges, nämlich dem Land und Heere der Schwyzer nicht viel näher gekommen. Die sich über den See zurückziehende Besatzung brauchte nur die Brücke hinter sich abzurechen, um den Zürchern den dortseitigen Zugang zum Kanton Schwyz abzuschneiden.

Mußten unter solchen Verhältnissen die Berner nicht auf den Glauben kommen, daß sie von Seiten der Züricher dazu gebraucht werden wollten, ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, für sie die Entscheidungsschlacht zwischen Zürichersee und Reuß zu schlagen, für sie Revanche zu nehmen für die Schlacht bei Kappel?

Alle Interessen Berns, militärische und politische, sprachen gegen eine Ueberschreitung der Reuß und für eine Kriegführung diesseits derselben. Hier blieb man mit seinem Lande in directer

guter Verbindung, konnte ungehindert aus demselben seine Kriegsbedürfnisse ziehen, schützte es gegen feindliche Einfälle, wahrte sich den freien Rückzug in dasselbe im Falle der Niederlage. Hier hatte man es nur mit den Luzernern und Freiämtern zu thun, da die Truppen der inneren Kantone von den zürcherischen Truppen bei Oberwyl, Kappel, Wädenschwyl, Rapperschwyl im Schach gehalten wurden. Hier allein waren für die Berner im günstigen Falle Eroberungen zu machen, denn daß ein Zuwachs an Land in Folge dieses Krieges nur auf dem Boden der gemeinen Herrschaften gemacht werden konnte, schien klar. Bern war bei der Eroberung des Aargaus im Jahre 1415 von der Mitherrschaft am Freiamt ausgeschlossen worden, eroberungsfüchtig, wie dieser Staat war, mochte ihm wenigstens die Besitznahme des untern Freiamts bis an die Reuß als eine vortheilhafte Abrundung seiner Herrschaft erscheinen.

Diese Betrachtungen strategischer und politischer Art hatten unter allen Umständen ihren Werth; zur Erklärung, warum von Erlach dem Objecte Melligen am 23. plötzlich den Rücken wendete und die südliche Richtung nach dem Freiamte einschlug, sind sie indessen nicht einmal nöthig; dieser Marsch erzeugt sich vielmehr als die natürliche Folge der tactischen Situation, in welcher sich das Bernerheer am Morgen des 23. Januar befand.

Erlach konnte sich nicht auf eine Unternehmung gegen Melligen einlassen, so lange der Feind noch in seiner Flanke stand. Zwar hatte er ihn vom Maiengrün vertrieben, allein er war nicht vernichtet, sondern nur eine Stunde weit auf Wohlen und Villmergen ausgewichen. Daß im oberen Freiamte ein stärkeres feindliches Detachement stand, konnte ihm schwerlich unbekannt sein und daß die stattgehabte Ueberschreitung der Grenze und vollends eine Berennung von Melligen ihm das feindliche Heer auf den Hals ziehen würde, war ohne weiteres vorauszusehen. Welch günstigere Operation ließ sich für die Freiämter und Luzerner Truppen denken, als der Vormarsch das Freiamt hinab nach Othmarsingen und das Maiengrün in den Rücken des vor Melligen liegenden Bernerheeres, das man damit zwischen Fluß und Berg einzwängte und von seinen Verbindungen auf Lenzburg und Brugg vollständig abschneiden konnte. Und Stadtvenner Pfyffer war der Mann, dem man eine solche Operation zutrauen konnte.

Im Kriege bildet der Gegner immer das Hauptobject. Je näher

er ist, um so mehr fesselt er die Aufmerksamkeit. Wie Magnete ziehen sich die beidseitigen Truppencorps an, denn das Wesen des Krieges und das Ziel, die Spitze und das Ende aller Operationen liegt immer in der Waffenentscheidung. Sie reinigt, wie die Entladung eines furchtbaren Gewitters, die kriegsfchwüle Atmosphäre auf dem ganzen Kriegsschauplatz und läßt alle nebensächlichen Gedanken, Ziele und Erfolge auf einen Schlag in ihr Nichts zusammenfallen. Wer aber die Ueberlegenheit an Truppenzahl auf seiner Seite hat, wird um so mehr sich zum Gegner hingezogen fühlen. Das erklärt hinlänglich, warum General von Erlach am 23. nicht auf Mellingen, sondern Freiamt aufwärts marschirte. Er hatte dabei die Wahl zwischen dem Marsch auf Wohlen längs der Bünz oder auf Villmergen quer über das Feld der Langelen, da der Feind in diesen beiden Richtungen zurückgegangen war. Er zog aber, militärisch ganz richtig, den Marsch auf Villmergen vor, da er sich dadurch die Verbindung mit seinem Lande, also Rücken und Flanke frei behielt, während er beim Marsch auf Wohlen leicht zum Schlagen mit der Reuß im Rücken hätte gezwungen werden können. Villmergen hat eine Lage, welche dieser Ortschaft in jedem Kriege in dortiger Gegend eine gewisse Bedeutung beilegt. Für das Bernerheer kam in Betracht, daß von hier im spitzen Winkel die beiden Straßen ausgehen, deren eine über Muri und die Sinserbrücke nach Zug, die andere über Sarmensdorf und Hochdorf nach Luzern führt. Man würde zu weit gehen mit der Annahme, daß dem General von Erlach am 23. bereits ein Vormarsch auf Luzern vorgeschwebt habe, zu welchem der Marsch auf Villmergen gleichsam die erste Etappe gewesen wäre. Von Erlach beabsichtigte mit dem Marsch auf Villmergen militärisch vor der Hand weiter nichts, als dem Feind entgegen zu marschiren und nach Umständen zu handeln. Es wird zwar behauptet, von Erlach habe die Absicht gehabt, von Villmergen andern Tags nach Bremgarten zu marschiren, zur Conjunction mit Zürich; noch andere meinen, der Marsch habe nur einen demonstrativen Charakter gehabt, indem dadurch den Friedensbestrebungen der Schiedsorte Freiburg, Solothurn und Basel Nachdruck verliehen werden sollen, deren Boten sich zu dieser Zeit auf der Reise von Solothurn nach Luzern befanden. Für alle diese Annahmen fehlt es an jeglichen Anhaltspunkten. Dagegen geht aus der Feldcorrespondenz des bernischen Hauptquartiers

hervor, daß von Erlach die Hoffnung hatte, er werde in seiner linken Flanke durch Detachemente der Zürcher gegen Unternehmungen der feindlichen Besatzungen von Mellingen und Bremgarten gesichert.

Der Marsch vom Maiengrün nach Villmergen, der von einem guten Fußgänger in einer Stunde zurückgelegt wird, begann am 23. um die Mittagszeit und dauerte „bis eine gute Stunde in die Nacht hinein“. Ueber die Marschordnung vernimmt man nur so viel, daß das Heer in neun Haufen abgetheilt war und daß das unteraargauische Regiment des Oberst von May die Spitze der Marschcolonne bildete. Hier befand sich auch ein Theil der Cavallerie, denn es wird berichtet, daß, als die Colonnenspitze bei der Unterzelg (1 Km. vor Villmergen) ankam, die Cavallerie ihre Auspäher nach Villmergen hinein geschickt habe, um zu sehen, ob der Feind das Dorf noch besetzt habe. Wie im Uebrigen die neun Abtheilungen, welche die Marschcolonne bildeten, gegliedert waren, läßt sich nicht feststellen, doch ist zu vermuthen, daß auch im größern Verbande jede Compagnie mit ihren Musketieren und Spießern für sich marschierte und zwar so, daß die Musketiere die Spitze und das Ende und die Spießer die Mitte bildeten. Die Artillerie marschierte wahrscheinlich in der Mitte der ganzen Colonne und der Train vereinigt an der Queue.

Als die Eclaireurs der Cavallerie meldeten, daß keine bewaffnete Mannschaft, sondern nur Frauen und Kinder, Alte und Presthafte im Dorfe seien, rückte die Colonne in die Ortschaft ein.

Das Dorf Villmergen (siehe Kartenskizze) besteht heute aus 227 Wohnhäusern und hat 1725 Einwohner und 396 Haushaltungen. Nach einer im Jahre 1722 aufgenommenen Karte des Freiamtes hatte das Dorf dazumal 55 Häuser, dürfte also auch 77 Jahre früher höchstens $\frac{1}{4}$ der heutigen Einwohnerzahl gehabt haben. Die Ortschaft erstreckt sich von Nord nach Süd längs dem Ostfuße des bewaldeten Reitenberges, der gleichsam als nördliche Fortsetzung des höheren Lindenberges mit diesem das Bünzthal vom Seethale trennt. Ueber dem Dorfe auf einem unbewaldeten Hügelabsatze des Reitenberges stand die seitdem abgebrochene Kirche, welche von einer crenelirten, und zur Vertheidigung eingerichteten Kirchhofmauer umgeben war. Am Fuß des Kirchhügels mitten im Dorf befanden sich schon dazumal wie noch heute die Wirthshäuser zum Ochsen und Rößli. Nördlich des Dorfes dehnt sich die bebaute Ebene gegen Dintiken und

östlich gegen Wohlen aus, zwischen welcher Ortschaft und Villmergen der Hügel „Boll“ liegt, über welchen die Straße nach Wohlen führte.

Villmergen wird von zwei kleinen Bächen durchflossen, die nördlich des Dorfes vereinigt der Bünz zufließen, der westliche dieser Bäche ist der im Sarmensdorfer Moor entspringende „Vorderbach“, der östliche, der von Uezwyl kommende „Hinterbach oder Uezwylerbach“. Anfangs in flacher Wiesenmulde fließend, nähern sie sich einander gegen Villmergen zu immer mehr und haben sich unmittelbar vor diesem Dorfe 20 bis 30 m. tief in das Erdreich eingeschnitten, zu Bachtobeln, wie die Schlachtberichte sagen, deren Seitenwände freilich weder ungangbar noch überhaupt besonders steil sind. Von dem Südende von Villmergen führte schon damals, wie noch heute, ein Fahrweg über den Vorderbach und dann zwischen beiden Bächen hohlwegartig eingeschnitten zu dem auf einem Hügel befindlichen Rebbergli, dessen Reben zwar schon seit langer Zeit verschwunden sind, dagegen in dem Lokalnamen der „Weingasse“ noch fortleben. Vom Rebbergli geht dann der Weg in leichter Einsattlung über den Kamm der sich hier am nächsten kommenden beiden Bachtobel sanft ansteigend zu dem Plateau der Hilfikerzelg hinauf, dessen Westrand sie folgt und weiter am Schloß Hilfikon vorbei nach Sarmensdorf führt. Ein anderer Weg gieng vom Südende von Villmergen über den Hinterbach und den Thalacker über sanft ansteigendes Ackerland zum Bärenholzwald und durch denselben nach Büelisacker. Ein dritter Fahrweg endlich und zwar der begangenste, führte von Villmergen am Nordostfuß des Bärenholzes entlang nach Büelisacker und weiter über Boswyl nach Muri. Die heutige Straße Sarmensdorf-Villmergen, längs dem linken Ufer des Vorderbaches, ist erst im Jahre 1846 gebaut worden. Um vom Plateau der Hilfikerzelg nach dem Felde des Thalackers, zu gelangen, muß man das „Bachtobel“ des Hinterbaches traversiren. Die Hilfikerzelg, das Rebbergli, der Thalacker und das Bachtobel bilden zusammen das Schlachtfeld vom 24. Januar.

Die Compagnien des unteraargauischen Regiments, welche während dem Marsche den Vortrab hatten (die Zofinger, Aarauer, Brugger, Lenzburger, Suhrer und Ruder Fahnen) wurden zum Vorpostencorps, stellten Vorposten gegen Hilfikon, Bärenholz und Wohlen aus und bivakirten während der Nacht mit ihrem Gros auf dem Rebbergli.

Schilpli ist darüber sehr ungehalten, denn er schreibt in seinem Schlachtbericht: Trotzdem die vier aargauischen Städte den Vortrab gebildet, „hatten sie doch von den obersten Hauptlütten nit so viel Gnade gehabt, daß sie ihre Logementer hätten im Dorf nehmen können, sondern sie hatten müssen stillhalten bis die Wälschen die besten Quartiere innegehabt, da sind sie erst noch hernach vor an die Spitze, dem Feind frei under die Nasen gestellt worden.“ Der Rest des unteraargauischen Regiments nahm Ortschaftslager in dem gerade hinter dem Rebbergli gelegenen südlichen Dorftheil, wo in der dorten befindlichen Mühle auch der Regimentscommandant Oberst von May Quartier bezog. Die beiden welschen Regimenter und wahrscheinlich auch das Regiment Tschudi bezogen im Dorf selbst Quartier.

Des Armeestab mit der Feldkanzlei kam in das Wirthshaus zum Ochsen. Doch blieben eine Anzahl höherer Offiziere auf dem Schloß Lenzburg zurück, worunter sich möglicherweise auch der Oberbefehlshaber selbst befand. Dem ernerischen Obersten Zweier auf Schloß Hilfikon wurden auf sein Begehren einige Mann als Sauvegarde zugesandt.

Die Bagagewagen mit dem größten Theil der Artillerie fuhren hinter dem Dorfe in Park auf und erhielten einige welsche Compagnien als Bedeckung. Vier Geschütze nahmen vor dem südöstlichen Dorfausgang Aufstellung.

Auch im Lager bei Villmergen wiederholten sich bald wieder die zuchtlosen Scenen der vorangegangenen Nacht, obwohl das Offizierscorps einige Anstrengungen machte, um Ausschreitungen zu verhüten. Es wurde gesotten und gebraten und beiläufig auch gestohlen und geraubt, wobei dann durch die Verwahrlosung einiger betrunkenen welscher Soldaten wiederum Feuer ausbrach, das 12 Firsten einäscherte und während der ganzen Nacht die Mannschaft in Aufregung und Unruhe versetzte. Drei Welsche kamen in den Flammen um. Nur in den Quartieren der Offiziere scheint etwas mehr Disciplin geherrscht zu haben; auch wurde vor die Kirche eine Wache gestellt. Dagegen erzählen katholische Quellen, daß das Bild des Bruder Klaus aus der Kapelle beim Rößli genommen, durchstoßen und zum Fenster hinausgeworfen worden sei.

Wie sehr diese Lebensweise in den Anschauungen des Bernerheeres begründet war, zeigt folgende naive Bemerkung des Pro-

visors Schilplin: „Zum höchsten ist es zu verwundern ab dem Befehl, welchen der Marechal de Guy durch den Trommelschläger Hans Sigenhofer, mit diesen Worten ausrufen ließ, nemlich, „daß ein jeder by Leib- und Lebensstraf zusehe, daß keiner nüt raube, noch plündere, wo aber einer wäre, der diesem Befehl widerstreitte, müsse ein solcher an Leib und Leben bestraft werden“: als wenn man zu dem End und Zweck ausgezogen wäre, daß dem Feind das seinige verwahrt, aber nit, daß er an Ehr, Leib, Gut und Blut geschädigt würde, wie der Soldaten Eid auswyst.“

Im Ganzen lagen in Villmergen und Umgebung vier Infanterieregimenter (Tschudi, Morlot, Dießbach, v. May (mit 38 Compagnien, ein Cavallerie-Corps von 4 Compagnien und ein Artillerie-Corps von 16 Geschützen, zusammen 7500 Mann. Das Regiment von Erlach langte an diesem Tage Abends erst in Lenzburg an, wo es nächtigte.

6) Der Anmarsch der Luzerner und Freiämter unter Stadtvenner Christoph Pfyffer. Das Lager der Berner bei Villmergen am 24. Januar Morgens. Die Eröffnung der Schlacht.

Während sich in der grimmig kalten Nacht vom 23./24. das bernische Heer Auschreitungen aller Art hingab, sammelte sich in Muri in aller Stille die Streitmacht der Luzerner. Zu den bereits dort liegenden vier Compagnien kamen während der Nacht noch die vier neuen Compagnien, welche als Verstärkung zugesandt worden waren.

Stadtvenner Christoph Pfyffer mit den Majoren Alphons Sonnenberg, Ludovicus Pfyffer und Jost am Rhyn und den Hauptleuten Jost Pfyffer, Aurelian Zurgilgen, Jacob Ostertag, Niklaus, Walter und Josef Allmender, hatte im Kloster Quartier genommen. Mit ihnen der zahlreiche Stab, den die Anführer bei sich hatten. So bestund derjenige des Oberbefehlshabers aus nicht weniger als 33 Personen. Da war Johann Walter Pfyffer, sein Vortrager und Feldseckelmeister, dann dessen Statthalter, im weitem ein Feldschreiber, ein Oberproviantmeister, ein Unterproviantmeister, ein Oberquartiermeister, ein Unterquartiermeister, ein Gerichtsweibel, Profos, Metzger, Trompeter, Feld-

schärer, Wagner, Schmid, Trommelschläger, Pfeiffer, Läufer; endlich des „Stadtvenners eigener Diener“ und der zur Stadtfahne gehörende Leibschützenwachtmeister mit 14 Leibschützen des Herrn Stadtvenner.“ Die Majore und übrigen Compagnieoffiziere hatten je nach Stand und Umständen einen Lieutenant, Adjutant, Quartiermeister, Wachtmeister, Leibschützen, Leibdiener, Küchendiener, Kadetten bei sich, der eine mehr, der andere weniger. Dem Heere folgten eilf Geistliche (Leutpriester, Kapläne, Capuziner, Franziskaner, Jesuiten, Benedictiner und Parochi), die eifrig zum Kampfe schürten und unter denen sich besonders der Leutpriester von Luzern, Jacob Bislig, durch Muth und Energie auszeichnete. Jeder der angegebenen Majore und Hauptleute commandirte eine Compagnie von nominell 400 Mann, mit Ausnahme der Hauptleute Walter und Josef Allmender, welche je nur eine Halbcompagnie führten. Dann hatten sich noch drei Freifahnen unter Ulrich Schobinger, Wilhelm Schobinger und Jost Hartmann eingefunden, die „unterschlagen“ und den übrigen Compagnien einverleibt wurden. Endlich gehörte zum Corps der Stückhauptmann Feer mit 6 leichten Feldgeschützen und 10 Constablern. Was an Cavallerie vorhanden sein mochte, ist kaum der Rede werth. Alles zusammen waren es acht Compagnien mit einem nominalen Gesamtstand von 3200 Mann, der aber wahrscheinlich auch mit Hinzurechnung der drei Freifahnen und der Artillerie und Cavallerie nicht erreicht wurde.

Zur gleichen Zeit cantonnirte in Boswyl das Corps der Freiämter unter Landvogt Wirz und seinem kriegskundigen Landschreiber Beat Zurlauben, Obristwachtmeister. Letzterer gibt in seiner Schlachtbeschreibung das Total des katholischen Heeres auf 4400 Mann an, worunter 1600 aus den freien Aemtern sammt 100 Dragonern, welche letztere zum weitaus größten Theil von den Freiämtern gestellt waren. Andere Schlachtbeschreiber geben die Gesamtzahl auf 4200 an, andere auf 4600.

Das Rencontre auf Maiengrün und der Rückzug der Detachements von Hägglingen und Villmergen auf Boswyl hatte den Muth der katholischen Truppen keineswegs herabgestimmt. Die den Nachthimmel weithin erleuchtende Brandröthe von Villmergen und die zahlreich einlaufenden Berichte über die tolle Wirthschaft der Berner in Hägglingen und Dottikon und nun wieder in Villmergen, ausge-

schmückt mit Erzählungen von dem kirchenschänderischen Muthwillen der feindlichen Soldateska, entflammten den Fanatismus und die Rachsucht auf das Höchste. Pfyffer war entschlossen, dem Feind entgegenzurücken. Am Morgen des 24., nachdem man in der Klosterkirche von Muri die Messe gehört und „der meiste Theil communicirt hatte“, zogen die Luzerner nach Boswyl herunter und vereinigten sich hier mit dem Contingent der Freiämter.

Pfyffer versammelte die Anführer zu einem Kriegsrath, in welchem „einhellig für rathsam erkannt“ wurde, „man sollte durch den Wald oberhalb Sarmensdorf beim Dägerli gegen das Schloß Hilfikon alles dem Wald nach gehen, da möchten sie ihrer nicht so bald gewahr werden“. Beat Zurlauben, der in der Gegend schon oft gejagt hatte und daher Weg und Steg genau kannte, anerbote sich als Führer. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß ein näherer und ebenso gedeckter Weg über Büelisacker und das Bärenholz auf Villmergen geführt hätte, der bei der Sorglosigkeit der Berner ebenso viel Erfolg versprach, wie jener weitere über Dägerli. Man ist daher versucht, anzunehmen, daß bei der Wahl des letztern Weges noch andere Gründe mitspielten und gehört dazu offenbar die Annahme, es befinde sich im Schloßchen Hilfikon das bernische Hauptquartier oder doch der General von Erlach, den aufzuheben allerdings keine unpassende Einleitung für den folgenden Kampf gewesen wäre.

Ueber den Feind brachten die Cavalleriepatrouillen, welche Zurlauben am frühen Morgen gegen Villmergen entsendet hatte, die Meldung, daß er sorglos daselbst campire, einige Geschütze am südöstlichen Ausgang des Dorfes und ein größeres Lager auf dem Rebergli habe.

Sodann erhielten die Katholiken auch auf dem Wege der Spionage Kenntniß vom Stande des Berner Heeres. Es wird nämlich erzählt, daß der Schaffner des Schloßchens Hilfikon den Chef der dortigen Berner Schutzwache, Wachtmeister Bay, am Morgen des 24. um Zuthellung eines Mannes ersucht habe, um ihn zum General von Erlach nach Villmergen zu begleiten, da er demselben einen Brief des Pfarrers von Sarmensdorf abzugeben habe, in welchem dieser die Bewilligung einer Schutzwache verlange. Bay habe kein Arg gehabt und den Schaffner unter Begleitung eines Mannes gehen lassen. Erlach sei darüber zwar

sehr ungehalten gewesen, habe aber den Mann doch wieder entlassen, worauf dieser sofort dem Pfarrer von Sarmensdorf gemeldet, daß im feindlichen Lager in Villmergen nicht die beste Ordnung herrsche, und dieser seinerseits wieder schleunigst an die katholischen Heerführer in Boswyl berichtet habe.

Mit Tagesanbruch hatten die beiden welschen Compagnien Morlot und Dießbach die Häuser verlassen und sich nach den Baumgärten der östlichen und südlichen Dorflisière begeben, wo Holz und Stroh zu Lagerfeuern zusammengeschleppt wurde und jeder seiner Kurzweil nachgieng. Das unteraargauische Regiment May blieb in seinem Lager auf dem Rebbergli und rückwärts, das Regiment Tschudi im und hinter dem Dorfe und das Regiment von Erlach war bis Mittags in Lenzburg. Nirgends herrschte Ordnung und Niemand wußte, was weiter gehen sollte.

Auf Vorposten stand die Remiger Compagnie. Mögen ihre Posten auch dem Lager wohl etwas zu nahe gestanden haben, so kann man ihnen doch nicht gerade den Vorwurf machen, daß sie den Dienst in besonders hohem Grade vernachlässigt hätten.

Sowohl die feindlichen Cavalleriepatrouillen am frühen Morgen, wie überhaupt die nahe Anwesenheit des feindlichen Heeres (Villmergen ist von Boswyl nur 7 Km. entfernt) war bemerkt worden. Mehrmals gaben die Vorposten Feuer und eine Patrouille, die nach Wohlen vorgieng, meldete die nahe Anwesenheit feindlicher Posten. Darauf giengen einige Offiziere zur näheren Recognoscirung vor, da sie aber vom Feinde nichts entdecken konnten, fuhren sie die Patrouillen hart an und drohten den „Schiltwachen mit henken, falls sie noch mehr unnöthigen Lärm machen würden.“

Der Entschluß des Stadtvenner Pfyffer, mit seiner kleinen Macht den fast um das Doppelte stärkeren Feind anzugreifen, hat von jeher die Frage nahe gelegt, ob er für dieses Wagniß einen Befehl seiner Oberen hatte, oder aber auf eigene Faust handelte. Aurelian Zurgilgen erzählt in seiner Schlachtbeschreibung: Schultheiß Ulrich Dulliker habe von Sursee aus durch einen „Expresßboten“ ein Schreiben an die Hauptleute in Muri geschickt, des Inhalts, „daß sie den Feind nicht angreifen sollten, da eine Vermittlung des Krieges im Gange sei“. Der Brief sei aber zu spät in Muri angelangt, „also daß Gott der allmächtig denselben hinterhalten und den unsrigen vor der Zeit

nit zukommen lassen, welcher dann die Schlacht gewüßlich verhindert.“ Einige Jahre später tauchte dann die gleiche Erzählung in anderer Version auf. Der betreffende Brief sei vom Rathe von Luzern erlassen worden und dem Venner Christoph Pfyffer auf das Schlachtfeld von Villmergen nachgesandt worden. Dieser habe ihn jedoch erst erhalten, als das Treffen bereits begonnen und vermuthend, es sei eine Weisung, sich des Angriffs zu enthalten, „uneröffnet ohne weiteres Bedenken in die Hosen gestoßen“. Herr Staatsarchivar Dr. von Liebenau hat nun in den katholischen Schweizerblättern 1889 Seite 558 in einem Aufsätze „Die Legende von Villmergen“ das Schreiben, welches Pfyffer erhalten hatte, in seinem Wortlaute mitgetheilt. Dasselbe ist im Concept von der Hand des Stadtschreibers Hartmann von Luzern noch vorhanden, kommt von Schultheiß und Rath nebst großem Rath der Stadt Luzern, ist an den Herrn „Stadtvenner und übrige hohe Offiziers im Hauptquartier zu Muri gerichtet und enthält kein Verbot des Angriffs, vielmehr eine Vollmacht, den Feind anzugreifen, wenn ein eigentlicher Vortheil zu gewärtigen sei. Nachdem darin gesagt ist, „daß der Oberanführer auf die feindlichen Audimenti gute Achtung geben und sich vorsehen solle, daß die Stadt jederzeit gedeckt bleibe etc.“, fährt der Brief fort: „Im übrigen aber und da ihr ryfflich köntent erachten, einen eigentlichen Vortheil uff den Feind zu haben, wollent wir uch nit vorsyn uff denselbigen einen tapfern Streich zu thun. Jedoch, daß ihr den Vortheil nit übergeben, und wohl bedächtlich und vorsichtigklich in die sacht gangent, sintenmalen hievon unser, eurer und deß ganzen vatterlandes heil und wohlfahrt gelegen ist.“ Ob nun außer diesem Briefe der Luzerner Regierung auch noch ein solcher von Dulliker an Pfyffer abgeschickt worden ist, von dem abwiegelnden Inhalte, wie Aurelian Zurgilgen meldet, muß dahingestellt bleiben und wird von Dr. v. Liebenau aus dem Grunde bestritten, weil Dulliker dafür keine Competenz gehabt habe und seine noch vorliegenden Briefe vom 23. bis 25. Januar dafür nicht den geringsten Anhaltspunkt lieferten, gegendtheils durchaus kriegerisch gehalten seien. Auf der andern Seite kann einige Veranlassung zu einem solchen Schreiben in dem Umstande gefunden werden, daß an dem Nachmittag vom 23., an welchem der Brief hätte geschrieben werden müssen, die mit der Betreibung eines Waffenstillstandes beauftragten Gesandten von Basel, Solothurn und Freiburg auf ihrer Reise

von Solothurn nach Luzern, bei Dulliker in Sursee eintrafen und dort nächtigten. Auch wurde in der nach der Schlacht von den Luzernern eroberten Feldkanzlei der Berner ein undatirter Brief von Dulliker an den General von Erlach gefunden, welcher eine dilatorische und versöhnliche Tendenz zeigt. Dulliker ersucht nämlich darin den General v. Erlach, ihm Gelegenheit zu verschaffen, „daß man sich mit einander besprechen und größere Ungelegenheiten vermeiden könne“. Erlach antwortete freundlich: „er habe hiezu von Bern keine Vollmacht und wenn er käme, so möchte dieß auf ihn ein böses Licht werfen, er hielte es mehr mit Luzern als mit Bern.“

Um 9 Uhr war der Heerhaufen der Luzerner von Muri nach Boswyl aufgebrochen, schon vor 10 Uhr ist die Spitze in Boswyl angekommen. Rasch ist der nochmals besammelte Kriegsrath über den Entschluß zum sofortigen Angriff einig geworden, da eine Opposition sich nicht geltend machte und schon eine Stunde später setzt sich die durch das Freiämtercorps verstärkte Colonne wieder in Marsch. Landschreiber Zurlauben gieng mit zwei Kapuzinern voraus, ihm folgte als Avantgarde ein Theil der Freiämter und die Compagnie des Major Pfyffer, hinter ihnen das Gros. Der Marsch führte von Boswyl zum Unter-Niesenberg hinauf, was größte Müh und Arbeit verursachte, „denn die Stück und Bagaschi war sehr schwer, der Berg stotzig und der Weg hart gefroren und mit Eis überzogen.“ Neben dem Zug giengen die Geistlichen einher, sprachen dem Volk ernsthaft zu und ermahnten es, den Rosenkranz zu beten, „welches denn auch fleißig verrichtet wurde.“ So gelangte das Heer betend wie auf einer Prozession beim Hofe Unter-Niesenberg an, von wo es sich in nordwestlicher Richtung nach dem auf der Höhe zwischen Büttikon und Sarmensdorf gelegenen Dägerli wandte. Von hier senkt sich ein großer, schöner Buchwald in nordwestlicher Richtung gegen das Schloß Hilfikon herab. Auf dem Wiesenhange an der Ostlisière dieses Waldes, dem Waltersfall genannt, machte das Heer Halt. Oberst Zurlauben mit einigen Dragonern ritt nach dem Schloß Hilfikon vor, hoffend, den General Erlach mit seinem Stabe dort aufzuheben. Er traf aber nur die bernische „Schutzwache“, bestehend aus einem Berner Wachtmeister und vier Soldaten, wovon drei Aarauer. Bevor man ihrer habhaft wurde, war es einem derselben gelungen, noch einen Alarmschuß abzugeben, der bei den nur ca. 1000 Meter entfernten Vor-

posten des Bernerlagers nicht unbemerkt blieb. Inzwischen waren die Compagniecolonnen auf der Wiese Waltersftall aufmarschirt und beteten von neuem mit erhobenen Armen den Rosenkranz. Es war 2 Uhr. Zurlauben meldete zurück, was er im Schlosse ausgerichtet und rieth, „eilends auf den Feind loszumarschiren“. Dieß wurde beschlossen. Die Compagnien erhoben sich und liefen in Unordnung und unter großem Geschrei in breiter Front das ebene Feld der Hilfigkerzelg „durch Stauden und Stöck“ hinunter bis an das Bachtobel des Hinterbaches, das sich ihrem weiteren Vordringen auf Villmergen quer vorlegte. In der linken Flanke lag der vom Schlosse Hilfikon kommende Fahrweg, der über den schmalen Terrainrücken weiter nach dem Rebbergli und ins Dorf Villmergen hinunter führt, in der rechten Flanke, da wo das Bachtobel des Vorderbaches in eine sanfte Mulde ausläuft, breitete sich das Bärenholz aus. Ueber einen Grünhag, welcher den herwärts gelegenen oberen Rand des vorliegenden Bachtobels säumte, sahen die vordersten Reihen jenseits des Bachtobels und des zum Rebbergli führenden Wegs das Heer der Berner sich in verworrener Eile sammeln und begannen sofort mit einem ungeordneten Gewehr- und Geschützfeuer.

Bernischer Seits war nämlich auf den Signalschuß der Schutzwache hin endlich alarmirt worden. „Nun verbreitete sich Schrecken im bernischen Lager,“ schreibt Zimmerli, „es ward eilends allenthalben Lärmen geschlagen, und das Volk, das hin und her zerstreut war, gesammelt. Einige Offiziere waren sehr bemüht, das Volk in Schlachtordnung zu stellen, aber da war kein rechter getreuer Oberhirt zu den Schafen, sondern ein confuses Wesen, Furcht und Schrecken nahmen zu und ward das Volk feig und verzagt, sonderlich da keine hohen Herren Offiziere sich hervorthun wollten. Das feindliche Feuer war sowohl aus dem kleinen Geschütz, als aus den Stücken indessen zu hoch und gieng über die Berner, die mehr in der Tiefe stunden, hinweg. Als aber bei der dritten Salve ein bernischer Landmann aus dem Oberland durch das kleine Geschütz todt und zwei andere wund geschossen wurden, da fragten zwei Soldaten ihre Unteroffiziere, ob sie och Stene laden sölten und ob es denn öppen schon Ernst gelte. Ueber diese einfältige Frage war damals nicht Zeit zu lachen, sondern das Volk ward eilends angemahnt, Feuer zu machen und die Luntten anzustecken. Da huben die meisten allgemach an, das Feuer-

zeug hervorzusuchen, Feuer zu schlagen und die Luntten anzuzünden.“ Die Berner ordneten sich aber in drei Schlachthaufen von annähernd gleicher Breite und Tiefe, wobei die Musketire die vorderen und seitlichen Glieder und die Spießträger die inneren und hinteren Glieder bildeten. Auf dem am rechten Flügel befindlichen Rebbergli nahm das unteraargauische Regiment von May Stellung, mit Ausnahme der vier Compagnien von Aarau, Brugg, Rued und Rämigen, die von ihm getrennt waren. Dorthin wurden auch zwei von den vier Geschützen dirigirt, welche am südöstlichen Ausgange von Villmergen parkirt waren. Oestlich davon, auf der andern Seite des Hinterbaches sammelten sich auf dem ebenen Felde des Thalackers die beiden welschen Regimenter Morlot und Dießbach, welchen sich auch die Compagnien von Aarau, Brugg, Rued und Rämigen angeschlossen hatten. Ihre beiden Schlachthaufen bildeten das Centrum der bernischen Schlachtordnung. Am linken Flügel derselben gegen das Bärenholz zu, stand das Reitercorps unter dem Marschall Guy. Ein Theil desselben war bis an den Rand des Bachtobels des Hinterbaches vorgegangen und bildete dort eine vorgeschobene Plänklerkette zum Schutz der rückwärts befindlichen zwei welschen Regimenter, von wo sie mit ihren Handrohren und Pistolen über das Bachtobel hinweg nach dem Feinde hinüber schossen. Als Reservecorps nahm Tschudi mit seinem Bernerregiment auf der Kirchhofhöhe Stellung, etwa 800 Meter rückwärts des Regiments May und von demselben durch den tiefen Einschnitt des Vorderbaches getrennt. Von dieser Höhe herunter konnte Tschudi die Schlachtordnungen der beiden Theile und den Gang des Gefechtes deutlich übersehen. Aus dem Speerwall der vier Schlachthaufen, welche das Bernerheer bildeten, ragten die Fahnen der Compagnien, aus welchen diese Regimentsmassen bestanden. Von der Artillerie blieben 10 Geschütze hinter und 2 vor dem Dorfe im Parke stehen, also das ganze Corps mit Ausnahme der zwei nach dem Rebbergli vorgezogenen Stücke. Das Regiment von Erlach befand sich auf dem Marsche von Lenzburg nach Villmergen.

Noch bevor die beschriebene Schlachtordnung der Berner völlig beendigt war, begann das katholische Heer, wie bereits bemerkt, den Angriff mit einem lebhaften Gewehr- und Geschützfeuer. Als nämlich das ordnungslose Vorstürmen über die Hilfer Zelg an dem linksseitigen Rande des Bachtobels des Hinterbaches und an dem zum Rebbergli

hinüberführenden Terrainsattel zum Stehen gekommen war, postirten sich die Musketire der Compagnien, welche voraus waren, hinter einem dortigen Grünhage (Staketenhag der Abbildung), der die Leute dem Auge des Gegners bis an die Brust verdeckte. Am linken Flügel, gegenüber dem fast auf gleicher Höhe befindlichen und nur etwa 250 m. entfernten Rebbergli stund die Compagnie des Hauptmann Jost Pfyffer, nebst einer Abtheilung Freiämter unter Zurlauben, deren Musketire das Feuergefecht gegen das dorten stehende unteraargauische Regiment eröffneten. Auf dem rechten Flügel, direct über dem Bachtobel, hatten sich die Musketire der Compagnien Aurelian Zurgilgen und Walter Almender aufgestellt, und beschossen die gegenüberstehende Cavallerie und die sich auf dem dahinter befindlichen Thalacker bildenden Schlachthaufen der Welschen. Zwischen diesen beiden Infanteriehaufen stellten sich die sechs Geschütze der Luzerner auf und feuerten sowohl nach dem Rebbergli, wie nach dem Thalacker hinüber. Die ganze Front von dem Wege nach dem Rebbergli bis zum Bärenholz betrug nicht mehr als etwa 350 m. Hinter dieser Feuerlinie hielt und sammelte sich das Gros der Armee, nämlich die Pikenire der genannten vier vorderen Compagnien und dahinter alle übrigen Compagnien. Weiter rückwärts hielten die schwerfälligen zweirädrigen Munitionswagen. „Als der Stückmeister Fehr in guter Dexterität seine Stücke auf den Feind flankirt und gerichtet,“ heißt es in der Schlachtbeschreibung eines Anonimus der Zurlaubischen Sammlung, „hat er glücklich auf selbigen losgebrannt, unter andern gleich den Stadthauptmann von Losanne sammt dem Schimmel, so er ritte, zu Boden gefällt. Gleich fest haben unsere Fußvölker sammt den Dragunern tapfer auf den Feind Feuer geben, welcher je länger je mehr auf dem Feld, Thalacker genannt, mit Scharmütziren und Lösung der Stücke in einer schönen Schlachtordnung auf uns Feuer gegeben, aber schier Alles in der Höhe und Lüften, so daß wir die Kugeln ob unsern Ohren pfeifen hörten. Der rechte feindliche Flügel scharmüzirte stark mit Stück und Musketen von dem Rebbergli gegen uns mit ziemlich großem Schaden, Schreck und Furcht der Unsern, wogegen der linke feindliche Flügel aus der Reiterei bestund und in der Nähe des Waldes stund.“

7) Die Schlacht, Flucht und Verfolgung.

Dieses gegenseitige Feuer dauerte längere Zeit und obwohl es offenbar auf keiner Seite große Verluste hervorbrachte, so war doch klar, daß je länger sich die Entscheidung hinausfchob, um so mehr die Ordnung der Berner sich befestigen, und die Ueberlegenheit ihrer Feuerwaffen zur Geltung kommen mußte. Daher sagt der Commissarius Bisling, „der Feind verstärkte sich immer mehr, die Luzerner wurden immer maßleidiger, die Nacht rückte immer näher heran und die Musketire hatten sich verschossen.“ Insbesondere machte auf die Luzerner Soldaten die augenscheinliche numerische Ueberlegenheit des Bernerheeres, sowie die an sich ja thörichte, aber doch herumgebotene Befürchtung Eindruck, daß die feindliche Cavallerie Anstalten mache, durch das Bärenholz das katholische Heer in Flanke und Rücken zu fassen. Um die vierte Nachmittagsstunde machte sich daher im katholischen Heere, nach den übereinstimmenden Zeugnissen ihrer Schlachtbeschreiber, eine Strömung geltend, die das Schlimmste befürchten ließ. So schreibt der Hauptmann Aurelian Zurgilgen, „auf die Meldung, daß der Feind uns durch den Wald hinterziehen wolle, hat man angefangen, unsere Stück gegen Hilfikon zu retiriren, und sind auch viel der unsrigen Völker mitgelaufen.“ ... „etliche Spießknecht und Hellebardiere sind in einer Ordnung auf öffentlichem Boden gekniet und haben Gott um Hilfe angerufen“, also daß „wenn Gott der höchste und seine Jungfrau Mutter unserm katholischen Häuflein nit sonderbar beigestanden und solches gestärkt, wären die Unseren gewiß zu Grunde gegangen und in die Flucht gejagt worden.“ Der Moment der Krise war für das katholische Heer gekommen und mußte sich dasselbe entschließen, entweder vorwärts oder rückwärts zu gehen, oder wie eine Schlachtbeschreibung sagt, „es hieß jetzt, Vogel friß oder stirb“. Die Quellenwerke beschreiben nun, wie in diesem kritischen Momente einzelne Compagniechefs, Majore und Hauptleute zusammengetreten, wie sie überein gekommen, daß nun die kurzen Wehren entscheiden müßten, wie die Geistlichen den Eifer geschürt und wie der Antrag auf einen allgemeinen Angriff auch beim Höchstcommandirenden „günstig aufgenommen“ worden sei. Im einzelnen weichen dann die Quellen mit Bezug auf die Personen, welchen das Hauptverdienst hiebei zukam, von einander wieder ab. Je nachdem

sie dem einen oder andern der mitkämpfenden Anführer nahe stehen, wird auch das Verdienst desselben um den entscheidenden Schlag in ein helleres oder weniger helles Licht gerückt. So wäre man nach der Schlachtbeschreibung des Hauptmann Aurelian Zurgilgen versucht, anzunehmen, daß die Idee des Draufgehens eigentlich einzig von ihm ausgegangen und im Verein mit den von ihm zur Mitwirkung veranlaßten Hauptleuten Sonnenberg und Allmender auch auf eigene Faust durchgeführt worden sei. Anderseits mißt sich der Commissarius Bislig ein Hauptverdienst an diesem Acte bei, indem er in seinen Memoiren nach der Erzählung von der beginnenden Flucht der Luzerner fortfährt: „Ich ergrimmte bei diesem Anblick, zückte mein Schwert und mit mir Hauptmann Aurelian Zurgilgen, Jost Gloggner und der Franziskanerpater Andreas und wir mahnten mit Bitten, Schreien, Zusprechen und Drohung so heftig, daß sie von der Flucht ablassend, sich wieder gegen den Feind wandten. Da wir uns aber etwas entfernten, ergriffen sie wieder die Flucht und wir stürmten wieder auf sie ein und das geschah fünf Mal so. Endlich, da ich nicht mehr reden konnte, schlug ich einige mit gezücktem Degen auf den Kopf und Rücken und drohte, sie zu erstechen, wofern sie den Kampf nicht fortsetzten. Inzwischen schossen die Berner von einer links gelegenen Höhe mit 4 Stücken auf unser Heer sechs Schüsse, deren mir zwei über den Kopf flogen, so daß mich ein warmer Dunst anwehte. Darauf stieg ich vom Pferde und während dem Zusprechen sausten noch drei Kugeln daher, von denen ich euch hier eine sende etc.,*“ Andererseits erfährt man aus der Schlachtbeschreibung des Landschreibers Zurlauben, die sich von allen andern durch relative Ausführlichkeit, Klarheit und Objectivität auszeichnet, daß der Angriff keineswegs das Werk einiger undisciplinirter Compagniecommandanten war, sondern daß dabei auch das Obercommando seinen geziemenden Antheil hatte, indem er erwähnt, daß „Stadtfehndrich Pfyffer sammt den übrigen hohen und niederen Offizieren einen großen Willen zum Angriff erzeugten“.

Erst jetzt, nachdem der Entschluß zum „Draufgehen“ gefaßt war, scheint auch die Schlachtordnung für den Angriff vom Oberbefehlshaber rasch noch gefügt worden zu sein. Dieselbe gestaltete sich aus

* Thatsächlich sind bernischer Seits nur zwei Geschütze aufgefahren gewesen, welche zusammen nur drei Schüsse abgaben. Siehe Seite 93.

der bisherigen, allerdings mehr zufällig gewordenen Aufstellung des Heeres, ohne großen Zeitverlust in der Art, daß in vorderer Linie drei Sturmcolonnen zu je zwei Compagnien oder 800 Mann vorgiengen, während hinter derjenigen des rechten Flügels das Gros des Heeres oder der Gewaltshaufen, bestehend aus den beiden Luzerner Compagnien Major Sonnenberg und Amrhyn und dem Gros der Freiämter unter Landvogt Wirz folgte. In dieser Weise stellen auch die großen Oelgemälde, welche über die Schlacht vorhanden sind, im Corporationsgebäude in Luzern, im städtischen Rathhaus daselbst und im Zeughaus Zürich die Action dar.

Die zwei Compagnien auf dem linken Flügel (Jost Pfyffer und Zurlauben) hatten den schwierigen Angriff über den schmalen Terrainsattel nach dem Rebbergli, die rechts von ihnen stehenden Compagnien Aurelian Zurgilgen und Walter Almender den nicht minder gefährlichen Angriff in der Front durch das tiefe Bachtobel nach der gegnerischen Hauptmacht auf dem Thalacker. Diese vier Compagnien befanden sich bereits in vorderer Linie. Rechts von beiden Compagnien der Colonne Zurgilgen und Walter Allmender giengen nun zwei weitere Compagnien, Major Pfyffer und Hauptmann Ostertag in die vordere Linie vor und bildeten deren rechten Flügel mit der Angriffsrichtung am Bärenholz vorbei über den hier sanftern Einschnitt des Hinterbaches ebenfalls nach dem Thalacker. Hinter diesem rechtsseitigen Schlachthaufen folgte unter des Oberbefehlshabers persönlicher Anführung das bereits erwähnte Gros. Ueber der Mitte des Speerwaldes desselben flatterten die beiden einzigen Fahnen, welche das Heer der Katholiken entfaltet hatte, das weiß-blaue Stadtpanner von Luzern und die gelb-blaue Fahne des Freiamts. Wenn es nun auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß der Angriff unter der Direction des Höchstcommandirenden, der ein forscher und thatenlustiger Kriegermann war, stattgefunden hat, so erhält man doch bei der Vergleichung der verschiedenen Schlachtberichte den Eindruck, daß die Compagniechefs dabei durch ihr Auftreten die Grenzen derjenigen Competenzen weit überschritten, welche in einem relativ so kleinen und auf so beschränktem Raume besammelten Heere den Unterbefehlshabern eingeräumt werden können und daß die Tendenz einiger derselben eigenmächtig nach vorn durchzugehen vorhanden war. Auch im Heere der Katholiken müssen seltsame Begriffe von

Subordination geherrscht haben und wenn dieselben von keinem nachtheiligen Resultat begleitet waren, so liegt der Grund nur darin, daß die Indisciplin im Heere der Berner eben noch größer war. Immerhin ist dieser frische, schneidige Muth, mit dem die verschiedenen Compagniechefs ihre schon wankenden Truppen über schwieriges Terrain gegen den doppelt überlegenen Feind zum Angriff führen, für den Militärschriftsteller die erfreulichste Erscheinung in diesem sonst so unerquicklichen Ereigniß, denn wenn der Kampf einmal engagirt ist, sind die Waffen dafür da, daß sie gebraucht werden.

Ueber das Vorgehen der mittleren Colonne erzählt Bisling, wie sich die hinter dem Grünhag postirten Musketiere links und rechts gezogen und den geschlossenen Reihen der Pikenire und Hellebardire Platz gemacht hätten. Die Hauptleute und Geistlichen stiegen vom Pferde und mit gezogenem Degen, die Geistlichen mit erhobenem Kruzifix, führten sie die Truppen durch und über den Grünhag, „squadronsweise acht Mann nach und neben einander“ geordnet, sprangweise den Hang hinunter ins Bachtobel und jenseits wieder hinauf unter dem Feuer des unteraargauischen Regiments vom Rebergli her, sowie der auf dem jenseitigen Rande oben hinter dem Grünhage aufgestellten feindlichen Cavallerie. Doch die Schüsse giengen meist zu hoch und ohne großen Schaden zu nehmen erreichte die Sturmcolonne den jenseitigen Grünhag, riß ihn ein, verjagte die Cavallerie und drang auf dem jenseitigen ebenen Felde vor. Etwas später war rechts davon der Schlachthaufen von Major Pfyffer und Hauptmann Ostertag längs dem Rand des Bärenholzes über den Hinterbach vorgegangen.* Nach der Flucht der feindlichen Cavallerie stund die Sturmcolonne unmittelbar vor den beiden, beträchtlich größeren Schlachthaufen der Welschen und drang unaufhaltsam auch gegen diese vor, „mit großer Furie und Raserei“, wie reformirte Quellen schreiben. Ehe es aber recht zum Handgemenge

* Das beiliegende Schlachtbild stellt diesen Moment dar. Die linke und mittlere Colonne der Luzerner sind zum Theil noch auf dem Plateau der Hilfigerzelg, zum andern Theil aber bereits über das Bachtobel vorgeückt und mit dem Feinde handgemein geworden. Die rechte Colonne (Maj. Pfyffer und Ostertag) scheint durch das Bärenholz verdeckt zu sein und sich zur Zeit im Bachtobel des Hinterbaches zu befinden, dagegen wird das Gros der Luzerner noch sichtbar.

gekommen war, gaben die welschen Haufen nach, lösten sich auf und liefen dem Dorf Villmergen zu. Daher schreibt Zurgilgen, welcher darüber als Augenzeuge berichten kann: „Die Hauptarmee der Berner, als sie der Unsern auf ihrer Seite ob dem Bachtobel sichtbar geworden, hat sich retirirt, also daß ihr nicht beizukommen gewesen war.“ Nur die vier unteraargauischen Compagnien von Aarau, Brugg, Rued und Rämigen hielten vorübergehend Stand „und thaten ihr Bestes, um den Feind abzuhalten und wenn nur die Welschen Stand gehalten hätten“, meint Zimmerli, „so würde es nicht so übel abgelaufen sein“. Doch erwähnt der Augenzeuge Schilpli, daß sich auch etliche welsche Fahnen männlich gehalten hätten, so die von Losanen, Vivis, Morse, Ifferten, welche Angabe allerdings mit den katholischen Berichten schwer in Einklang zu bringen ist. Weniger leicht war der Angriff der linken Flügelcolonne gegen das Rebbergli. Hier wies das unteraargauische Regiment die Angriffe der Compagnien Jost Pfyffer und Zurlauben zuerst ab. Auch die in Eile herangezogenen beiden Berner geschütze kamen noch zum Schuß, aber freilich nur drei Mal, denn als der Kanonier Bachmann, der mit zwei „Gespanen“ das eine Kanönchen bediente, zum dritten Male laden wollte, hatte die andere Piece sammt allem Pulver (nach Bachmanns Erzählung) bereits Fersengeld gegeben, und blieb auch ihnen nichts anderes übrig, als das Geschütz wieder den Berg hinunter zu schleppen, wo dann beide in den Strom der flüchtigen Welschen kamen, die Geschütze verloren und kämpfend sich durchschlagen mußten. Noch hielten aber die Musketire der unteraargauischen Compagnien auf dem Rebbergli Stand, trotzdem ihr Rückzug nach Villmergen durch die Flucht der Welschen und das ihnen nachfolgende Gros der Luzerner bereits sehr bedroht war. Die Musketire hatten sich von den Pikeniern getrennt, ein Vordertreffen gebildet und schossen nach Möglichkeit, wenigstens erzählt Schilpli, daß es einige Schützen bis auf 25 Schuß gebracht hätten. Hinter ihnen stand der Haufen der Pikeniern, auf dem engen Raume zusammengepreßt, mehr hinderlich als nützlich, schreibt Zimmerli und in der Folge die Ursache großer Unordnung. Schilpli spricht von einem dreimaligen feindlichen Angriff, den man mit Schießen abgewiesen habe, dann sei der Feind in mehreren Abtheilungen zu je 5 Mann Tiefe den sanften Hang hinunter und über den schmalen Terrainsattel gelaufen und habe die Bernerschützen

auf die dahinter liegenden Pikenirhaufen geworfen. Nun begann auf dem kleinen, von den Tobeln des Hinter- und Vorderbaches eingeeengten Rebberglühügel ein wilder, blutiger Kampf von Mann zu Mann, der bis in die bald darauf eingebrochene Nacht fort dauerte und für die unteraargauischen Compagnien um so verhängnißvoller wurde, als nun auch von Villmergen her Abtheilungen des Feindes ihnen in den Rücken kamen. Unter den grimmigen Hieben der schweren Hellebarden niedergeschmettert, stürzten ganze Haufen in die beidseitigen Bachtobel hinunter, und die zum Dorf Villmergen hinunterführende hohle Gasse füllte sich mit Todten und Verwundeten. Die Katholischen hatten als Erkennungszeichen ein weißes Tuch um den einen Arm gebunden, woran sie sich erkannten. Was ihren kurzen Waffen entgieng, floh theils über den Berg westlich Villmergen Lenzburg zu, theils nach dem Dorfe Villmergen, wo man sich durch den Feind durchschlagen mußte. Inzwischen waren nämlich die Colonnen des Centrums und des rechten Flügels der Katholiken den flüchtigen Haufen der Welschen in das Dorf Villmergen nachgeeilt und es entstand nun in den Gassen bei einbrechender Nacht ein grauses Nachhauen und Morden, das auch nach eingetretener Dunkelheit noch längere Zeit fortgesetzt wurde und von dem Augenzeugen Schilpli sehr drastisch in folgender Weise dargestellt wird: „Den Flüchtigen eilte der Feind nach, schlugen mit Musketen und Helparten nieder, was sie antrafen; doch wurde in allem Fliehen unterweilen dem Feind auch handlich gezwackt, denn derselbe brauchte die Losungswörter Jesus Maria von Rothenburg. Viel der Flüchtigen warfen ihre Gewehre weg, als Musketen, Helparten, Spießen, Ranzen, ja etliche alles, was sie in der Flucht hindern konnte, also daß unser Volk im Fliehen Sorg haben mußte, damit sie nicht etwan an einen Spieß oder Helparten liefen und also beschädigt wurden. Die Unsern litten den größten Schaden im Dorf Villmergen, sollt heißen Vielmörden, denn was daselbst von unserer Religion angetroffen wurde, hieben und schlugen sie mit Mordaxen, Musketen und Halparten ohne Erbarmen nieder, einander aufmunternd mit den Lästerworten, „Gend dem Ketzer, gend dem Ketzer“. Daß wenig Pardon gegeben wurde, wird von katholischen und reformirten Berichterstattern bestätigt. Zurlauben sagt, daß man wenig Gefangene gemacht habe, „weil es den Katholischen nicht darum zu thun gewesen sei, sich ob den

Gefangenen zu versumen,“ namentlich wurde der Welschen nicht geschont, denen der Ruf ihrer Kirchenfrevler in Hägglingen vorausgegangen war. Ueber die Natur des Kampfes mag auch die Mittheilung einer katholischen Quelle charakteristisch sein, daß auf der Wahlstatt nur sechs durch Schußwunden Getödtete gefunden worden seien, was sich aber doch wohl nur auf die im Dorf Villmergen selbst gefundenen Leichen beziehen kann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Schlachthaufen des Centrums und des rechten Flügels der Katholischen durch das Dorfgefecht bald völlig aufgelöst waren und sich jeder Führung entzogen. Es begreift sich daher, wenn die Quellen berichten, es habe die eigentliche Verfolgung durch den Gewaltshaufen unter dem Obercommando und insbesondere durch die Compagnie des Major Amrhyn und das Gros der Freiämter unter Landvogt Wirz stattgefunden, welche geschlossen in das Dorf nachrückten.

Trotzdem aber nach eingebrochener Nacht der weitaus größte Theil des katholischen Heeres sich im Dorfe befand und durch die Dorfassen und Baumgärten den sich stauenden und völlig aufgelösten Haufen der Flüchtigen mit Vehemenz nachsetzte, so lagen doch noch jetzt Verhältnisse auf Seite der Berner vor, welche das Schicksal der Schlacht ganz wohl noch zu ihren Gunsten hätten wenden können. In dem Momente nämlich, wo die welschen Schlachthaufen ins Dorf zurückwichen, betrat gerade die Spitze des Regiments Hans von Erlach, von Lenzburg kommend, das andere Ende des Dorfes und stieß bald auf die flüchtigen Schaaren. Trotz dem unverantwortlich späten Abmarsch von Lenzburg kam das Regiment noch im Momente der höchsten Noth in Villmergen an und würde sicherlich das Gefecht hergestellt haben, wenn es dem Anführer nicht an Muth, Geistesgegenwart und jeglicher Einsicht gefehlt hätte. Anstatt seine 11 Compagnien östlich neben dem Dorfe durch die Baumgärten vorzuführen und sie dann rechts in den südlichen Theil des Dorfes, dem Feind in Rücken und Flanke einschwenken zu lassen, eine Bewegung, die durch die Dunkelheit ungemein begünstigt war, marschierte die Spitze der Colonne auf der Dorfstraße vor, wurde sofort von der Panik der flüchtigen Welschen angesteckt, machte Kehrt, warf sich auf die hinteren Reihen und riß sie in wilder Flucht mit sich fort. Aber noch von einer andern Seite hätte dem Bernerheere eine wirksame Hilfe werden können. Noch stunden ja

bei der Kirche oben intact die 8 Compagnien des Hauptmann Tschudi. Sie hatten dem ganzen Kampf von der Höhe herunter auf eine Entfernung von 700—1000 Meter kalten Herzens zugesehen, auch bei der beginnenden Retraite sich nicht bewegt. Nun, da unmittelbar aus dem zu ihren Füßen liegenden Dorfe das grause Mordgetümmel heraufschallte, gab Tschudi den Befehl zum Rückzug auf Lenzburg durch einen Walddurchhau, der das Regiment in aller Sicherheit dorthin entkommen ließ. Tschudi soll wegen seinem schmachvollen Verhalten nachher in Bern in peinliche Untersuchung gezogen worden sein, sich aber mit der Entschuldigung durchgeflunkert haben, daß er keinen Befehl zum Eingreifen erhalten habe, eine Ausrede, für welche er schon an sich den Strang verdient hätte, denn selbstverständlich hatte er noch viel weniger einen Befehl zum Davonlaufen erhalten. Wäre Tschudi in dem Momente, wo das Gemetzel im Dorfe beide Theile aufgelöst hatte, in mehreren Colonnen von der Kirchhöhe ins Dorf hinunter gestiegen und begünstigt von der Dunkelheit mit wildem Geschrei den Katholischen in linke Flanke und Rücken gefallen, so waren die Chancen groß, daß sich die Entscheidung gewendet und die Katholischen sich von ihren Feinden ab und rückwärts aus dem Dorfe gezogen hätten, denn daß auch ihr Heer gegen panische Anwandlungen keineswegs gefeit war, hat dessen Verhalten bei der Einleitung der Schlacht gezeigt. Aber was hilft alle Tactik und jedes noch so nahe liegende Auskunftsmittel der Kriegskunst oder des simplen Verstandes, wenn Führern und Truppe die Hauptsache fehlt, Pflichtgefühl und Tapferkeit, oder milder ausgedrückt, wenn der sinnbethörende Schrecken die Massen mit elementarer Gewalt ergreift und alle Begriffe von Pflicht und Ehre, ja jede Denkhätigkeit sich auflöst in den einzigen Instinkt: „sauve qui peut“?

Während die katholischen Compagnien, welche das erste Treffen gebildet hatten, in den Baumgarten und Häusern des Dorfes den Kampf fortsetzten und unter den zahlreichen Versprengten, Abgeschnittenen und Zurückgebliebenen blutige Nachlese hielten, die vier auf der Südseite des Dorfes gestandenen feindlichen Kanonen behändigten und sich bald in den verlassenen Quartieren der Berner zerstreuten, um zu plündern, was zurückgelassen worden war, schritt der Gewalthaufen der Luzerner durch das Dorf, fand jenseits auf

dem Felde zwischen Villmergen und Dottikon den größten Theil der übrigen Geschütze und des Wagenparks und folgte dem fliehenden Feind auf den Fersen bis zur Landesgrenze, welche sich hart vor dem Dorfe Dintiken vorbeizieht. Major Amrhyn, dessen Compagnie die eigentliche Verfolgungssavantgarde gebildet zu haben scheint, drang selbst in dieses Dorf ein und ließ in mehrere Häuser Feuer legen, um „besser sehen zu können“, was den Brand von 10 bis 12 Häusern zur Folge hatte, dessen Röthe weit herum gesehen wurde. Von einer weitem Verfolgung wurde Umgang genommen. Die Nacht war stockdunkel, der Himmel bedeckt, die Luft grimmig kalt; wen der feindliche Hieb nur verletzt und nicht getödtet hatte, erlag rettungslos der Kälte.

Von den Bernern waren die Regimenter Morlot, Dießbach, Erlach und ein Theil des unteraargauischen Regiments May über Dintikon nach Lenzburg entflohen, das Regiment Tschudi und der andere Theil des Regiments May gelangte eben dorthin durch den Wald und das Dorf Egliswyl. Am Stadthor von Lenzburg stauten sich die Haufen der Flüchtigen der Art, daß (nach kathol. Quellen) mehrere unter dem Thorbogen erdrückt worden sein sollen. Im Städtchen war großer Jammer, es wimmelte in den Straßen von hin und her laufender, haltloser, aufgeregter und erschöpfter Mannschaft, meist ohne Wehr und Waffen, die auf der Flucht weggeworfen worden waren, die Häuser füllten sich mit Verwundeten, ebenso wurden die Häuser vor dem Thor mit Hilfsbedürftigen aller Art belegt, die nur zum kleineren Theil besorgt werden konnten, überall herrschte die größte Unordnung und Verwirrung.

Ueber die Verhältnisse im Bernerheere unmittelbar nach der Schlacht und während der darauf folgenden Nacht ist uns eine Kunde von unparteiischer Seite erhalten in dem Berichte des Zürcher Bürgermeister Waser und Seckelmeister Werdmüller an den Zürcher Rath. Diese beiden Herren, nebst Generaladjutant Escher von Zürich hatten am 22. Januar von ihrer Regierung den Auftrag erhalten, ins Berner Lager zu reisen und mit General von Erlach persönlich Abrede wegen der angestrebten „Conjunction der beiden Heere“ zu treffen. Sie kamen am 23. in Brugg an und ritten am 24. in Begleitung des Bürgermeisters Fröhlich über das Birrfeld nach dem Lager der Berner in Villmergen. Schon lange bevor sie dort eintrafen, hörten sie „ob

sich“ schießen. Vielerlei Volk, insbesondere Weiber begegneten ihnen mit geraubten Gegenständen. Als sie näher kamen, wurden sie Zeugen der beginnenden Deroute und Flucht der Berner. Sie kamen zum Wagenpark, als die Fuhrleute die Pferde von den Geschützen und Bagagewagen spannten, diese stehen ließen und davonsprengten, „da sie dieselben doch wohl hätten salviren können“; im weiteren sahen sie die Schaaren der Flüchtigen aus dem Dorfe sich herauswälzen und über das weite Feld der Langelen *pèle mèle* Dintikon zu eilen. Darauf wandten auch die vier Reiter ihre Pferde und ritten nach Lenzburg. Hier trafen sie bereits viele bernische hohe und niedere Offiziere. Nachts 10 Uhr erschienen dann auch die beiden bernischen Kriegsräthe, der Fenner Frisching und der Herr von Graffenried, und endlich der Oberbefehlshaber General von Erlach selbst. Nachdem die Zürcher Gesandten „die Herren von Bern zuvorderst des zugestandenen Unfalls wegen gebührend beklagt“, gieng man zu den eigentlichen Verhandlungen über, bei denen der General mit seinen Kriegsräthen eine unter Umständen aner kennenswerthe Würde und Ruhe beobachtet zu haben scheint. Er erklärte sich zur Conjunction seines Heeres mit den Zürchern bereit, allein unter der Bedingung, daß die Belagerung von Rapperswyl aufgehoben werde und daß die Conjunction bei Mellingen und nicht wie die Zürcher wünschten, bei Bremgarten stattfinde. Diesem Waserschen Referat ist dann freilich der Nachsatz beigefügt: „Dazu ist aber noch zu bemerken, daß General von Erlach seine Meinung wegen Mellingen bald geändert und berichtet hat, daß er gut befunden, seine Völker aus dem Feld zu nehmen und sie in verschlossene und verwahrliche Orte zu legen.“

Die Katholischen stellten, wie schon bemerkt, bei Dintikon die Verfolgung ein. „Als die Berner ganz zerstreut und in die Flucht gebracht waren,“ schreibt Zurlauben, „hat die katholische Armee in dem Berner Lager zu Villmergen sich auch campirt und alsdann die ordentlichen Wachten ausstellen lassen und nothwendige Posten besetzt. Ein Theil der eroberten Geschütze und Wagen wurde mit Stricken unter großer Mühe und Arbeit durch die Soldaten nach Villmergen geführt. Die übrigen blieben vorderhand stehen. Im Fernern vernimmt man aus katholischen Berichten, daß „auf der Wahlstatt stundenweis mit lauter Stimme der Rosenkranz“ gebetet worden sei und daß die militärische Ordnung und Wachsamkeit im Luzerner

Lager sehr zu wünschen übrig ließ. So schreibt der Augenzeuge Zurgilgen: „Wahr ist es, daß sie (die Berner) den Unsrigen viel würden zu schaffen gegeben haben, wenn sie wieder angegriffen hätten, weil die Unsrigen selbige Nacht mächtig müd und auf dem Feld hin und her zerstreut gewesen.“ Im Uebrigen herrschte im Lager der Katholiken am Abend nach der Schlacht eine durchaus kühle Stimmung. So schrieb Abends 9 Uhr Major Sonnenberg an Schultheiß Dulliker in Sursee: Es sei zu besorgen, daß General von Erlach Revanche suchen würde, weshalb sie auf der Hut sein müßten.

Nicht uninteressant ist die Erzählung des Leutpriesters Bisling über seine Erlebnisse während der Nacht. Nachdem er berichtet, wie die Katholischen durch die Verfolgung ganz auseinander gekommen seien und wie er die einzelnen Trupps beschworen, „sich doch nicht Nachts so weit hinaus zu wagen, sondern wieder zu ihren Fahnen auf die Höhe zurückzukehren,“ wohin sie sich dann auch schließlich zurückgezogen hätten, fährt er fort: „Ich mußte einen Katholiken, der den Arm verloren hatte, in einem am Wege stehenden Häuschen Beichten hören, eilte dann aber schnell wieder auf die Höhe zu dem Volke . . . Von Hunger, Durst und Müdigkeit fast aufgerieben, ritt ich sodann nach Hilfikon, wo ich einige Gefangene antraf, unter andern auch den Junker von Arburg, den ich fragte, ob er jetzt auch anfangen, an unserer lieben Frauen Fürbitte zu glauben, worauf er erwiderte, „er glaube an einen Gott allein.“ Von da ritt ich nach Villmergen zurück, da es inzwischen ganz hell geworden war, indem Hauptmann Jost Amrhyn das Bernerdorf Dintikon in Brand gesteckt hatte. Auf diesem Wege mußte ich wegen der großen Menge erschlagener Berner vom Pferde steigen. In Villmergen, wo ich um Mitternacht ankam, konnte ich nur etwas wenig in Eil genießen, weil ich hörte, ein schwer verwundeter Berner begehre einen Priester, um sich zu bekehren und ihm zu beichten. Da eilte ich mit den heiligen Sacramenten zu ihm und hatte den Trost, daß er vor seinem Tode sich wirklich bekehrte und die heilige Wegzehrung empfing. Unter beständiger Anrufung von Jesus und Maria starb er noch in derselben Nacht. Endlich ruhte ich in der Wohnung des Caplans ein wenig aus.

8) Erzählungen und Betrachtungen über die Schlacht. Begebenheiten nach derselben.

Ueber das Gefecht bei Villmergen hat sich bald nachher ein ganzer Ciclus von wunderbaren Geschichten und Erzählungen gebildet, die größtentheils geistlichen Ursprungs sind und hier nicht ganz übergangen werden dürfen, weil sie zur Charakteristik der Zeit gehören.

Von den Schandthaten der Welschen in Hägglingen und Villmergen, der Verstümmelung der Marienbilder, der Entehrung der Kirchenfahnen, wurde bereits gesprochen. Manches mag von katholischer Seite hinzu erfunden worden sein, so die Erzählung, daß die Berner Soldaten aus den geraubten Meßgewändern Gasaggen (Waffenröcke) gemacht und die damastenen Kirchenfahnen als Schärpen umgebunden hätten, ebenso die Erzählung von dem verwundeten Berner, der laut geschrien habe, er könne nicht sterben, bevor ihm die Augen ausgestochen worden seien, wie er es dem Marienbild in Hägglingen gethan, und daß ihm ein Scharfrichter des luzernischen Heeres diesen Dienst erwiesen. Im Weiteren wird berichtet, daß der Thorwart in Lenzburg die Flüchtigen mit der sarkastischen Frage empfangen habe, ob das der Ablaß sei, den sie von ihrer Romfahrt heimbrächten? (Die Soldaten hatten nämlich beim Auszug aus Lenzburg am 22. ihren Feldzug mit einer Romfahrt verglichen.)

Allgemein verbreitet war dazumal, wie noch später, der Glaube an die Kraft der Amulete und Segensworte. So gieng bei den Katholischen die Sage, daß die Reformirten durch teuflische Künste sich gefroren und unverletzlich gemacht hätten. Um diesen Zauber zu überwinden, waren den katholischen Soldaten von ihren Geistlichen sogenannte Malefizzedelein ausgetheilt worden, die sie mit den Kugeln laden sollten; auch wurde ihnen angerathen, die Büchsen unter Ausrufung der Worte „verbum caro factum est“ zu laden.

Sodann wissen die katholischen Quellen von wunderbaren Zeichen am Himmel zu erzählen, welche theils schon zum Voraus den Katholischen den Sieg verkündeten, theils Zeugniß ablegen sollen von dem offenbaren Patronat der h. Jungfrau, unter welchem ihr Heer stand. Zurgilgen erzählt, daß schon in der Nacht vom 23./24. ein mondgroßer, wunderbar geflammter Komet 3—4 Stunden lang am

Himmel erschienen sei, sowie daß es während der Schlacht stark geblitzt und gedonnert habe, womit die weitere Mähr zusammenhängen wird, daß der General von Erlach vom Blitzstrahl so getroffen worden sei, daß er weder seine noch des Feindes Völker mehr gesehen habe. Allgemein verbreitet war auch der Glaube, daß während der Schlacht die Jungfrau Maria in einem glänzend weißen Kleide und mit einem himmelblauen Mantel in der Luft über dem Heere der Katholischen erschienen sei. Diese Mähr, von welcher zuerst die Jahrbücher der Kapuziner berichten, bestärkte Zurlauben durch die Mittheilung, daß bernische Gefangene ihm versichert, sie hätten eine Frau in einem blauen Kleide, wie ein Fähndrich vor dem katholischen Heere hergehen und dann plötzlich verschwinden gesehen, wogegen Bisling von Berner Soldaten nur gehört haben will, daß sie etwas Glänzendes in der Luft wahrgenommen hätten, das alle erschreckte.

Fragen wir nach den Ursachen dieses überraschenden Sieges der Katholiken über das mehr als doppelt so starke feindliche Heer, so lassen sie sich eigentlich in den Satz zusammenfassen: Es siegte die Tapferkeit der Luzerner Führer über die Disciplinlosigkeit der Berner. Die frische Thatkraft und Entschlossenheit Christoph Pfyffers und seiner Compagnieoffiziere gegenüber ihrem bereits verzagten und im Weichen begriffenen Heere ist über alles Lob erhaben, sie stellt nicht allein den Werth der Führung an und für sich in ein helles Licht, sondern zeigt uns auch die hohe Achtung und den großen Einfluß, welchen diese in fremden Kriegsdiensten, wie in der inneren Politik erprobten Männer bei ihrem Volke hatten. Dabei fällt in Betracht, daß es sich um einen Angriff über sehr schwieriges Terrain und wie jedermann wußte, gegen einen besser bewaffneten und doppelt so starken, in hohen, wenn auch gänzlich unverdienten Ehren der Kriegskunst stehenden Gegner handelte. Die Einsicht und Energie der Führer wurde allerdings auch auf Seiten der Mannschaft durch eine Eigenschaft unterstützt, welche von jeher dem Angriff eine ungemeine, fast unheimliche Kraft verliehen hat, durch den religiösen Fanatismus. Allerdings war derselbe auch im Heere der Reformirten lebendig, wie die Kirchenschändereien in Dottikon und Hägglingen satksam beweisen, allein beim katholischen Heere kam noch das Gefühl der Rache hinzu. Es herrschte in dieser Beziehung im katholischen Heere eine Uebereinstimmung des Willens, die auch den letzten Mann erfasst

hatte. Das religiöse Gefühl war durch die Ausschreitungen der Reformirten heftig erregt, sodann übte die Vorstellung, als Rächer der verletzten und verhöhnten Gottheit aufzutreten, selbstverständlich einen großen Zauber und gab das Vertrauen, daß dieselbe ihr Werkzeug nicht im Stiche lassen werde. Nebenbei, wenn auch wohl in geringerem Maße, hat das Gefühl mitgewirkt, daß der Feind widerrechtlich und übermüthig die Landesmarke überschritten habe und daß es Ehrensache sei, den Invasor wiederum herauszuwerfen, denn strategisch waren die Berner die Angreifer, die Katholiken wehrten den Angriff nur durch den Gegenangriff ab. Demgegenüber erscheint das bernische Heer zum vornherein als der passive Theil, hier gab es nichts zu rächen, sondern höchstens die Folgen begangener Frevel abzuwehren. Leichtsinnig genug war man in das feindliche Gebiet eingerückt, bevor nur das ganze Heer bei einander war. Nuncmehr bis Villmergen vorgedrungen, wußte außer dem General kein Mensch, zu welchem Zweck es geschehen und was weiter angestrebt werde, möglicher Weise war sich der Oberbefehlshaber darüber selbst nicht recht klar. Jedenfalls erzeugte die Situation ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit. Daß die Undisciplin und die Sorglosigkeit im Bernerlager eine Ursache der Niederlage war, ist unzweifelhaft; dennoch ist sie nicht die entscheidende, denn das katholische Heer hat nicht, wie man vielfach glaubt, die Berner in unfertigem Zustande überrascht und an der Bildung ihrer Schlachtordnung verhindert, vielmehr hat es ihnen fehlerhafter Weise Zeit gelassen, sich zu formiren, und anstatt in einem Zuge vom Schlosse Hilfikon hinweg auf Villmergen zu marschiren, hat es vor dem Bachtobel Halt gemacht und sich in ein ungleiches Feuergefecht eingelassen, das ihm bald theuer zu stehen gekommen wäre. Immerhin war die Unordnung im Bernerlager insofern eine indirecte Ursache der Niederlage, als sie die Bande des Vertrauens zwischen Führern und Soldaten lockerte und die für ein siegreiches Gefecht unerläßliche Einheit des Willens arg beeinträchtigte. Ganz thöricht ist es natürlich, die unleugbare Disciplinlosigkeit damit beschönigen zu wollen, daß man von den im Thun begriffenen Waffenstillstandsverhandlungen Kenntniß gehabt und daher einen feindlichen Angriff für sehr unwahrscheinlich habe halten können.

Was speziell das bernische Offizierscorps anbelangt, so ist ein

Einfluß des bernischen Obergenerals auf den Gang des Gefechts bei Villmergen nicht constatarbar; ja sämtliche Berichte ignoriren den General von Erlach bei der Affaire so absolut, daß man sich fragen muß, ob derselbe überhaupt beim Ausbruch des Gefechts zur Stelle war. Die bloße Thatsache, daß die Armeekanzlei in Villmergen war und Erlach dort am Vormittag den Schaffner von Hilfikon empfing, sowie daß er erst spät in der Nacht vom Schlachtfeld nach Lenzburg zurückkehrte, sind nicht genügend, seine Anwesenheit bei Beginn der Schlacht zu verbürgen. Er kann über Mittag nach dem Schloß Lenzburg zurückgeritten und erst auf den Kanonendonner hin wieder dorthin zurückgekehrt sein. Auch von den übrigen Oberoffizieren tritt keiner in irgend einer maßgebenden Weise hervor. Mehrfach wird in den Schlachtbeschreibungen hervorgehoben, daß viele Offiziere gleich bei Beginn der Schlacht und mit den ersten Flüchtigen nach Lenzburg geritten seien, „vorgebend, sie wollten mehr Volk holen“; andere, welche sich verspätet, seien aus ihren guten Quartieren herausgezogen und niedergemacht worden“. Auf der andern Seite fehlt es auch nicht an Ehrenmeldungen. So erzählt ein katholischer Bericht, daß der Cavalleriecommandant Guy von Neuchâtel der letzte auf dem Felde gewesen sei, und vor der Flucht noch seine beiden Pistolen auf den Hauptmann Walter von der Allmend abgeschossen habe. Von Hauptmann Zehnder, der auf dem Rebbergli kämpfte, erzählt Zimmerli, „daß er sich gar mannlich und herzhaft gehalten, und als ein redlicher, vaterländischer Herr dem Volk tröstlich und wacker zugesprochen habe.“ Durch einen Schuß ins Bein schwer verwundet, habe er sich auf den Knien noch bis in den Tod gewehrt. Von ebendemselben, sowie von Oberst May von Rued und Heinrich Hunziker, Altschultheiß und Stadthauptmann von Aarau, der in der Schlacht gefallen ist, erzählt Schilpli, daß sie die Soldaten ermahnt, sie sollten tapfer streiten, weil es Gottes Ehr, sein heilig Wort und das liebe Vaterland anbetreffen thue.“ Mag nun der Tadel oder das Lob mehr angebracht sein, Thatsache bleibt, daß von einer höhern Führung auf Seite der Berner nichts zu entdecken ist. Dieser absolute Mangel läßt sogar die Frage zu, ob die Aufstellung des Heeres in drei Schlachthaufen und ein auf der Kirchhöhe befindliches Reservecorps eine wirkliche, befohlene Schlachtordnung war, oder nicht vielmehr nur die Besammlung auf den zum voraus bestimmten Regimentsfammel-

plätzen, den sog. Alarmplätzen, wie solche bei Bezug von Cantonnement oder Lager immer bestimmt zu werden pflegen. Jedenfalls war diese Aufstellung als Schlachtordnung eine außerordentlich schlechte. Wir können zwar der Ansicht, wie sie in mehreren reformirten Schlachtberichten erscheint, nicht beipflichten, daß es fehlerhaft gewesen sei, das etwas abseits gelegene Rebbergli durch ein ganzes Regiment zu besetzen und daß man besser gethan hätte, alle drei Regimenter auf dem Felde des Thalackers zu vereinigen. Die ausreichende Besetzung des Rebberglihügels war durchaus nothwendig, denn diese Position sperrte direct den Weg von Hilfikon nach Villmergen, also die einzige gute Communication, welche vom Hilfikerfeld nach dem Lager der Berner führte. Wäre dieser Hügel nicht tüchtig besetzt gewesen, so würde das Heer der Katholischen im ersten Anlaufe nach Villmergen hineingekommen sein und die Deroute noch viel rascher und gründlicher stattgefunden haben, dem Bernerheere vielleicht sogar der Rückzug auf Lenzburg abgeschnitten worden sein. Auch die Aufstellung eines Reserve-Regiments auf der Kirchhöhe ist tactisch durchaus gerechtfertigt. Unbegreiflich fehlerhaft war dagegen, daß die auf dem Thalacker befindlichen beiden welschen Regimenter dort stehen blieben und nicht bis an den Grünhag vorrückten, welcher den dießseitigen Rand des Bachtobels des Hinterbaches krönte. Jedenfalls hätten die Musketire dorthin vorgesandt werden sollen, wie dieß von gegnerischer Seite am jenseitigen Grünhage geschehen war. Nur durch die Unterlassung dieser Maßregel konnte es den feindlichen Sturmcolonnen gelingen, das Bachtobel zu überschreiten, sich am jenseitigen Rande oben wieder zu ordnen und von dort mit geschlossener Wucht auf die mitten im Felde stehen gebliebenen beiden welschen Regimenter einzudringen. Wir haben gesehen, welch große defensive Kraft dem vom unteraargauischen Regiment vertheidigten Rebbergli beiwohnte, noch viel stärker, ja unüberwindlich war die Höhenlinie des herwärtigen Bachtobelrandes. Gegenüber diesem Versäumniß tritt tactisch alles Uebrige, was etwa noch gefehlt worden war, in den Hintergrund, selbst der Umstand, daß von den 14 Geschützen nur zwei in Action gebracht worden waren. Daß v. Erlach besser gethan hätte, mit dem Einfall in das feindliche Land zuzuwarten, bis er sein ganzes Heer beisammen hatte,

kommt hier weniger in Betracht, weil er ja auch so schon die große Mehrheit an Zahl auf seiner Seite hatte.

Das katholische Heer betreffend, so ist die Ursache des Sieges bereits erwähnt worden. Zurlauben bemerkt, daß die Katholiken den Sieg dem „Rosenkranz“ zugeschrieben hätten, „welchen die Soldaten insgemein, so lange sie im Feld lagen, bei Tag und Nacht kniend und öffentlich gebetet haben.“ In tactischer Beziehung verdient die Bemerkung von Zurlauben Beachtung, daß er gerathen habe, man solle die katholische Armee theilen und mit ca. 2000 Mann durch das Bärenholz den feindlichen linken Flügel umziehen und dem Feind den Rückzug abschneiden, zumal weil der Angriff in der Front zu schwierig sei. Man habe aber, bemerkt er weiter, Anstand genommen, sich zu theilen und so habe man zwar trotzdem gesiegt, aber allerdings weniger erreicht, als auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege, wie nachher Jedermann eingesehen habe. Daß Zurlaubens Rath nach heutiger tactischer Anschauung ein vollkommen richtiger war, ist ebenso unzweifelhaft, wie daß er nicht in die Schablone seiner Zeit paßte, sondern derselben um volle 150 Jahre voraus-eilte. Der Zug von 2000 Mann durch den Bärenholzwald ließ sich natürlich nicht in geschlossener Ordnung vollziehen, sie würden aufgelöst, wie durch ein Filter an der feindwärts gelegenen Lisière angekommen sein und hätten dann nur die Wahl gehabt, entweder in einer dichten Schützenlinie den Feind mit Feuer zu überschütten, oder aber in dichtem Schwarme sich auf ihn zu werfen, oder noch besser, das erstere vorangehen und das letztere nachfolgen zu lassen. Dieses an sich so nahe liegende Verfahren hielt die damalige Kriegskunst für unmöglich, weil sie von der Anschauung beherrscht war, daß man den Feind nur in tiefen, wohlgefügtten Schlachthaufen angreifen könne, die außer der feindlichen Schußweite formirt werden müßten und mit denen man über freies Feld successive dem Feinde näher zu rücken habe. Es giebt kaum ein anderes Gebiet der menschlichen Uebung, das so sehr in den Banden der Tradition gefangen bleibt, so sehr sich einer natürlichen Betrachtung der Dinge verschließt und so langsam und stoßweise sich weiter entwickelt, wie die Kriegskunst.

Als nach langer, eisigkalter Nacht endlich der Tag wieder anbrach, fiel sein bleiches Licht auf ein weites Leichenfeld und eine durch alle Gräuel der Zerstörung mitgenommene Ortschaft. Insbe-

sondere lagen Haufen von Todten, Sterbenden und Verwundeten im Hohlweg, der vom Rebberghügel nach dem Dorfe hinunterführt und im Dorfbache. Die meisten waren gefroren und durch Kolbensschläge bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt und verstümmelt. In der That schmerzlich groß waren die Verluste der Berner. Nach Zimmerli 573 todt, 396 verwundet, 66 gefangen. Davon entfielen auf die Zofinger Compagnie 42 Mann, auf die Aarauer 20, die Brugger (einzig aus der Stadt) 9, die Aarburger 11. Besonderes Lob spendete Zimmerli der Compagnies seiner Vaterstadt Zofingen. Sie sei von Schultheiß und Hauptmann Johannes Suter angeführt gewesen, habe meist aus Piqueniren und Halleparten bestanden, sei schon unter dem österreichischen Löwen und nun auch unter dem Bären aus Anerkennung ihrer Tapferkeit auf dem äußersten rechten Flügel der Schlachtordnung gestellt worden, habe dort männlich gekämpft, und sei als die letzte in später Nacht von der Wahlstatt her in Lenzburg eingetroffen, wofür sie am 25. Februar darauf von Schultheiß, Räth und Bürger der Stadt Bern ein Dankschreiben erhalten habe. Auch die Aarauer und Brugger hätten „ritterlich um ihre Panner gekämpft.“

Die Verluste des katholischen Heeres sind relativ klein. Zur lauben beziffert sie auf 28 Todte (davon 16 aus dem Luzernerbiet und 12 aus den Freiämtern) und ungefähr 300 Verwundete. Andere katholische Quellen geben die Zahl der Todten nach Aemtern detaillirt auf 44 an. Zimmerli gibt den Verlust, ebenfalls nach Aemtern geordnet, auf zusammen 192 an, wovon 106 Freiämter.

Unter der Beute steht oben an die Feldkanzlei des Generals von Erlach und diejenige des Obersten von May mit vielen interessanten Schreiben, die sich noch heute im Luzerner Staatsarchiv befinden. Sodann 9 Fahnen und 3 Fahnenstangen, alle mit Blut bespritzt und theilweise zerhauen und durchlöchert. Sie sind in einem zeitgenössischen Manuscript des Herrn Jacob Jost Meyer-Amrhyn von Luzern abgezeichnet und bei Zimmerli detaillirt beschrieben. Da für das eigentliche Gefecht nur die drei Regimenter May, Morlot und Dießbach mit zusammen 34 Compagnien in Betracht fallen, so haben dieselben demnach den dritten Theil ihrer Fahnen verloren. Es sind die Fahnen von Rorbach, Seengen, Rued, Wiedlisbach, Cully, Brugg, Suhr, sodann die Fahnen von Oberst von Erlach und von Oberst May. Ferner wurden erbeutet 10 Geschütze, wovon acht Feldstückli

von fast gleicher Größe, 1637 und 1638 gegossen und die beiden „Breisacherinnen“, gegossen 1646, welche General Hans Ludwig v. Erlach, Herr zu Castelen und Gebieter zu Breisach den Bernern schenkte, dann zwei Petarden und eine große Zahl von Waffen und Ausrüstungsgegenständen aller Art. Insbesondere groß war die Beute an Corpsmaterial und Feldgeräth. 20 Reiswaagen und ebenso viel Kisten, alle das Berner Wappen tragend und wohl gefüllt mit Monturen, zwei davon mit den köstlichen Kleidern der Generalität, Hausgeräth, Proviant und Geld. Dann 4 große Flaschenzüge, 30 Centner Pulver, 3 Wagen voll Blei und Luntten, 2 Kisten voll eiserner Stückerkugeln, eine große Kiste voll bleierner Stückerkugeln, je ein Wagen voll Tartschen und Harzring, Granaten, Armeisen und Stricken, Schanzzeug und Werkgeschirr, Harnische, Hellebarden und Piken, Büchsen und Handrohr, endlich drei Trommeln und anderes mehr. An Geld sollen 200,000 Gulden, nach andern 200,000 Dukaten erbeutet worden sein.

Auf der Kirchberghöhe ob Villmergen fand bald nach Tagesanbruch ein Feldgottesdienst statt. Leutpriester Bisling hatte zu diesem Zwecke aus drei Trommeln einen Altar errichten lassen, auf welchem er die Messe las. Nachher hörte er etwa 60 Personen die Beichte und reichte ihnen die Communion. Im Lager herrschte noch immer dieselbe kühle Stimmung vor, die schon unmittelbar nach der Schlacht Platz gegriffen hatte, von Siegestrunkenheit keine Spur. Bezeichnend ist die Erzählung Bislings: „Als ich nach stattgehabtem Gottesdienst in Villmergen etwas genoß, hörte ich auf einmal Lärm, man stürmte mit allen Glocken, alles Volk lief den Berg hinan, „die Berner kommen,“ schrie man von allen Seiten. Natürlich war es blinder Lärm.“ Der thatenlustige Geist kam dem Heere erst einen Tag später zurück, als von Lenzburg die sichere Meldung eingegangen war, daß die Berner an eine energische Revanche vor der Hand nicht dächten.

Was das Verhalten des katholischen Oberbefehlshabers am Morgen des 25. anbelangt, so konnte dreierlei geschehen: entweder über die Grenze vorgehen und den Feind aufsuchen und schlagen, sei es bei Lenzburg oder wo immer man ihn trifft, oder sich auf dem erkämpften Boden in Villmergen zur Vertheidigung einrichten, um in einer zu befestigenden Stellung daselbst einem allfälligen Gegenangriff zu begegnen, oder endlich den Status quo ante herstellen, Villmergen und die Landesgrenze durch die Landestruppen

(die Freiämter) wieder besetzen zu lassen und mit dem Heere der Luzerner in die Cantonirungen nach Muri zurückgehen. Von diesen drei Möglichkeiten mußte die erste, der Angriff auf Lenzburg offenbar sofort aufgegeben werden. Trotz der großen Verluste des Feindes befand man sich immer noch in bedeutender Minorität, zwei feindliche Regimenter waren gar nicht zum Schlagen gekommen, der Feind war in der Lage, nicht unbeträchtliche Verstärkungen an sich heranzuziehen, im Fernern besaß er an Stadt und Schloß Lenzburg unter allen Umständen einen starken Rückhalt. Ohne Autorisation seiner Oberen den Krieg in das feindliche Land hinüber zu tragen und sich damit den Chancen eines jähen Rückschlages aussetzen, der den glänzenden Sieg wiederum in Frage stellte, konnte Venner Pfyffer nicht wollen. Das Natürlichste schien für ihn in der zweiten Alternative zu liegen: „Stellung nehmen, wo man ist und das weitere abwarten.“ Aber auch hiefür hat sich der Oberbefehlshaber nicht entschlossen, vielmehr ist er am 25. mit dem aus den Luzerner Compagnien bestehenden Gros des Heeres, den Gefangenen und Beutestücken wiederum in die früheren Cantonnements nach Muri zurückgegangen. Wenn der thatenlustige Oberbefehlshaber sich zu diesem Verfahren entschloß, so darf man als ganz sicher annehmen, daß ihn dazu sehr gewichtige Gründe bewogen haben müssen, und so weit wir sehen können, bestunden sie wohl in nichts anderm, als in dem lockeren Gefüge seines Heeres, dem heruntergestimmten Vertrauen der Mannschaft, auf welche die Strapazen des Gefechtes, die außerordentliche Kälte des Nachtlagers, wohl auch Mangel an Verpflegung und die jedem vor Augen liegenden Schrecken des Schlachtfeldes ihren Einfluß geübt haben, endlich vielleicht Mittheilungen über Verstärkungen, die der Feind erhalten habe und eine darauf gegründete Ueberschätzung seiner Stärke und Thatenlust. Jedenfalls ist anzunehmen, daß wenn Pfyffer die Möglichkeit einer Niederlage seines Heeres im Falle eines feindlichen Revancheangriffes nicht vorgeschwebt wäre, er sich für den Rückzug nach Muri und die Preisgebung des Schlachtfeldes kaum entschlossen haben würde. Zwar blieb Landvogt Wirz und Landschreiber Zurlauben mit den Freiämtern in Villmergen und den benachbarten Grenzdörfern zurück, allein es ist klar, daß wenn die Berner am 25. oder 26. wieder zur Offensive geschritten wären, sie sich so gut auf Boswyl hätten zurückziehen müssen, wie

dieß am 22. und 23. geschehen war. Der im Allgemeinen gut informirte katholische Autor der Schlachtbeschreibung in Band XX. Msc. der Zurlaubischen Sammlung sagt: Einige hätten zwar den Feind verfolgen wollen. Dieß sei aber unmöglich gewesen, weil 1) kein neuer Succurs zu hoffen gewesen, 2) schier keine Munition mehr vorhanden, 3) die Soldaten halb erfroren, 4) ganz hungrig waren und trotz der grimmigen Kälte seit mehreren Tagen keine warme Speise mehr erhalten hätten, 5) weil keine Ordnung mehr war und die Freiämter Bauern heim wollten, 6) mit einem Wort alle sehr ermüdet waren und Niemand keine Lust mehr hatte, und endlich 7) vor allen Dingen, weil die Herren Offiziere von Luzern durch Brief Befehl empfangen hätten, sich zu retiriren. In wie weit letzteres richtig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Das Heer wurde in Muri mit großem Enthusiasmus und unter dem Läuten sämmtlicher Glocken festlich empfangen. Die Gefangenen brachte man im Kloster unter, in Stuben, die nach Schilpli „auf An-
geben der Mönche solchergestalt überheizt worden seien, daß etliche vermeinten zu ersticken“. Andern Tags escortirte man sie nebst der ganzen Beute nach Luzern. Es kann nicht verwundern, wenn der gleiche Autor erzählt, wie die Gefangenen auf ihrer Reise, sowie beim Einzug in Luzern vielen „Bitternissen“ begegnet, die sich freilich in der Hauptsache auf die reiche Fluth von Spott- und Stichelworten beschränkten, welche sowohl die Bevölkerung der Ortschaften, durch die man marschierte, als auch nach Ankunft in der Hauptstadt, die unter ihren Fenstern liegenden Luzerner den „calvinistischen und bernischen Ketzern“ entgegenbrachten.

Doch wurden diese spöttischen Kundgebungen weit übertroffen von dem allgemeinen Enthusiasmus, mit welchem der lange Zug der erbeuteten Fahnen, Kanonen und Wagen, und vor Allem aus das vom siegreichen Heere ausgeschossene „gewaltige“ Cortège in Luzern empfangen wurde. Man läutete die Glocken und sang in feierlichem Gottesdienste das *Te deum laudamus*. Dem Einzuge wohnten auch die Gesandten der sogenannten Schiedsorte Basel, Freiburg und Solothurn bei. Sie waren am Tage der Schlacht von Sursee nach Luzern gereist, um hier ihr Friedenswerk weiter zu betreiben, unter Begleitung des Luzerner Offiziers Josef am Rhyn. Als sie auf die Sem-

pacher Allmend kamen, hörten sie aus der Ferne Kanonendonner, was den Gesandten „nicht wohl gefallen hat.“ „Als sie eine halbe Stunde auf der Allmend zugehört,“ erzählt die Handschrift von Jost Meyer-Amrhyn, „lauschend, ob das Geschützfeuer ob sich oder nid sich zöge, aber es bald nicht mehr hörten, haben die Herren von Basel gesagt, „o es hat gefehlt.“ Auf der Weiterreise wurden sie bei Rothenburg von einem mit Mistgabeln bewaffneten Haufen fanatischer Weiber angefallen und nur durch die Dazwischenkunft ihrer Begleiter vor schwerer thätlicher Mißhandlung bewahrt. Auch beim Einzuge in Luzern wurde den Ehrengesandten Seitens der Bevölkerung eine Aufmerksamkeit zu Theil, die von Sympathie sehr weit entfernt war.

Beim Luzerner Heere in Muri scheinen die Dinge inzwischen nicht zum besten gestanden zu haben. Aus den Briefen, welche Christoph Pfyffer am 26. und 27. an seine Regierung nach Luzern schrieb, geht hervor, daß er nichts Sehnlicheres wünschte, als die Offensive nach dem Bernergebiet so bald wie möglich zu beginnen, daß er aber davon durch allerlei widrige Dinge behindert war, unter denen offenbar die Unbotmäßigkeit einer Anzahl seiner Hauptleute, wie der Majore Amrhyn und Sonnenberg und wie es scheint, auch eine zusehends sich lockernde Disciplin der Mannschaft eine Hauptrolle spielte. Schon am Tage nach der Ankunft in Muri (26. Januar) bittet er die Regierung um Zusendung von 200 Dukaten, um die Soldaten „bei gutem Willen zu erhalten“. „Der Schrecken der Berner und das Flöchnen auf Bern continuire, und wenn sie in das Bernische einziehen dürften, so hätten sie gewonnenes Spiel. Indessen wollten sie trachten, die Communication mit den Zürchern zu verhindern.“ Im Fernern bittet er, „des Major Jost Amrhyns Truppen in Eil zu completiren und Morgens wieder auf Muri zu schicken, auch dem Major Sonnenberg ernstlich anzubefehlen, mit seinen drei Compagnien bei dem Corps zu verbleiben, weil Zürich und Bern vorhaben, einen Paß an der Reuß zu bekommen und sich zu conjugiren, was zu verhindern sei.“ Im Fernern ersucht er um Zusendung von zwei „Stücklein“, 100 Musketen und 100 Mordaxen, sowie um regelmäßige Verabfolgung von Geld und Proviant. Von Lenzburg berichtet er, daß dort noch alles voll Jammer und Schrecken sei. In einem Briefe vom folgenden Tag (27.) klagt er, „daß so viel Zeit ohne Ver-

haltungsbefehl und also unnütz verstreiche und damit die gute Gelegenheit, von dem Schrecken der Feinde zu profitiren, vorbeigehe. Man hätte leicht bis Zofingen vorrücken können.“

Beim reformirten Heere in Lenzburg war offenbar am Tage nach der Schlacht der Schrecken noch vorherrschend, wenn gleich bei einigen unteraargauischen Compagnien, wie erzählt wird, der Ingrim und das Schamgefühl sich in dem Wunsche geäußert haben soll, wiederum an den Feind geführt zu werden und die Schlappe auszuwetzen. Solche Kundgebungen erhielten allerdings einige Unterstützung und Anregung durch die neuen Truppen, welche am 25. in Lenzburg eintrafen und welche nach Zimmerli aus „14 frischen deutschen Compagnien“ und nach Schilpli aus 2200 Mann, 20 Munitionswagen und einem großen Feuermörser bestunden. Erlach verhielt sich aber reservirt; er mochte fühlen, daß seine Mannschaft die Qualitäten für einen erfolgreichen Angriff noch nicht besitze, auch war offenbar vor allem aus die Ausrüstung zu ergänzen. Er ließ daher in Lenzburg die Trommel rühren und ausrufen, daß diejenigen, welche ihr Gewehr auf der Flucht dahinten gelassen, sich in das Schloß begeben sollten, um dort ein anderes Gewehr zu fassen. Im Fernern wurde um weitem Nachschub nach Bern geschrieben. Höchst seltsam ist die Behauptung von Zurlauben, daß ihm einige Zeit nach der Schlacht vom Feldmarschall Guy, von Oberst von Mollondin von Neuenburg und von andern Berner Offizieren erzählt worden sei, General von Erlach habe am 25. den Muth seiner Truppe dadurch auf die Probe stellen lassen, daß er aus einem auf der Seite von Villmergen gelegenen Walde 300 dort absichtlich versteckte Berner, welche feindliche Truppen vorstellen mußten, gegen sein bei Lenzburg aufgestelltes Corps habe vordringen lassen. Der Effect sei gewesen, daß das letztere schleunigst die Flucht ergriffen habe.

Schon am 26. hatte General von Erlach den Gedanken an die sofortige Wiederergreifung der Offensive definitiv aufgegeben und Tag darauf trat er mit Christoph Pfyffer in Correspondenz wegen den Blessirten, den Gefangenen und der Beerdigung der Todten. Ueber die Verwundeten verlautet nichts, wahrscheinlich sind alle, soweit sie nicht nach Lenzburg entkommen oder durch einen glücklichen Umstand in Villmergen oder benachbarten Orten verborgene

Unterkunft finden konnten, während der Nacht erfroren. Die Gefangenen, deren Zahl am meisten schwankt (nach Laufer 36, „die man alle mit Namen und Zunamen nennen könnte“, nach Zimmerli 66, nach Zurlauben 80), blieben 7 Wochen lang in Luzern auf dem Rathhause und wurden dann gegen Bezahlung von 400 Kronen für Kostgeld ausgelöst. Was die Beerdigung der Todten anbelangt, so wurden die katholischen, sowie ein Theil der reformirten schon am 25. und 26. von den Freiämter Bauern hier und dort in der Nähe von Villmergen beerdigt. Ungefähr 400 wurden im Bärenmoos, ebenfalls in der Nähe des Dorfes, in zwei großen Gruben beerdigt. Sehr viele reformirte Leichen lagen noch am 27. hart gefroren auf dem Felde herum. Es wurde General von Erlach gestattet, dieselben abzuholen. Einige waren nackt, andere bis aufs Hemd ausgezogen und ein großer Theil in bestialischer Weise verstümmelt, so daß, wie Schilpli schreibt, „weder der Vater den Sohn, noch der Sohn den Vater, der Bruder den andern und der Freund den seinigen“ mehr erkennen konnte. Sie wurden von den Bernern in 36 Leiterwagen über die Grenze geführt und in Amriswyl theils auf dem Kirchhof, theils auf freiem Felde begraben.

General von Erlach scheint sich mit der Benachrichtigung seiner Regierung nicht sehr beeilt zu haben, jedenfalls suchte er die bittere Pille nicht in allzu alarmirender Form mitzutheilen. Erst am 26. scheint man in Bern sichere Kunde von der beispiellosen Katastrophe gehabt zu haben. Die Acten enthalten nur ein kurzes Schreiben des Generals vom 25., worin er den kleinen Rath um Nachschub ersuchte. „Vor weilen in gestriger vorgegangener Action“, schreibt er, „eine gute Anzahl Gewehre theils zu unnütz abgegangen und zersprungen und theils von den Soldaten zurückgelassen worden, als will uns höchst nothwendig und von nöthen sein, uns also bald bis 800 oder 1000 Musqueten durch den nächsten sicher Weg, onverweilt anher zu senden.“ In einem Postscriptum fügt er dann bei: „Es gelangt mein nochmalig freundliches Ersuchen an meine hochgeehrte Herren, daß sie die ernstliche Insinuation gegen den Hr. Oberst von Wattenwyl thun wollend (dessen Regiment bei Payerne stund), daß er nunmehr anmarschire und sich conjongire, damit ich einen Theil der welschen Ußzuger, so dieses Unglücks nit die mindeste Ursach, wider nach Hause dimittiren kann.“ Darauf hat der General mit seinen zwei

Kriegsräthen aber noch einen ausführlichen Bericht über die Schlacht an seine Regierung geschrieben, der leider nebst so vielem Andern aus den Acten verschwunden ist. Der Kriegsrath Venner Frischung wurde mit demselben, sowie zur weitem mündlichen Berichterstattung nach Bern gesandt.

Der Eindruck, den die Nachricht in Bern machte, war ein überwältigender, Rath und Bevölkerung vernahmen die Kunde mit tiefem Schmerz, der lähmend wirkte und dem Gedanken an Revanche zunächst noch keinen Raum gab. Man betrachtete die Katastrophe als eine gerechte Strafe für die eigene Sündhaftigkeit, und somit als ein Ereigniß, das man mit Gottergebenheit hinnehmen müsse.

Das Protokoll des kleinen Rathes und der Zweihundert vom 27. Januar enthält nur die folgenden lakonischen Verfügungen, die allerdings deutlicher sprechen, als die längste Rede.

„Aus Anlaß des gestern Morgens eingelangten Schreibens von dem Herrn General und übrigen Kriegsräthen, was nachtheiligen Ueberfalls ihr Volk verschiedenen Montags von dem Feind zu Villmergen erlitten hat, ist (da man es mit Seufzern dabei bewenden lassen muß, mit Ansehung und Hoffnung eines guten Gegenstreichs) gerathen (beschlossen) worden:

1) Durch die Fürgschauer eine Ermahnung von Haus zu Haus thun zu lassen, die tägliche Predigt und Gottesdienst bei sonderlich diesen Strafzeiten fleißig zu besuchen, also daß aus jedem Haus mindestens eine Person oder mehr, nach Beschaffenheit, täglich die Kirche und Predigt besuchen soll.

2) Die deutschen und welschen Amtsleute, Freiweibel und Ammänner zu verpflichten, bei Strafe dafür zu sorgen, daß das tägliche gemeine Abendgebet in den Kirchen und wo man zu weit abgelegen, in den Gemeinden gehalten werde.

3) Die Geistlichen sollen hiezu ein Gebet aufsetzen und in die Druckerei geben.

4) Die Chorrichter sollen die Ordnung und Strafe des Wein- ausgebens und sonderlich des Zechens an Sonntagen exequiren und die Schlegelmäler durch Strafen verhindern.

5) Die Stadthauptleute sollen eine Verordnung erlassen, der zufolge die Spazierenden zu Pferd an Sonntagen nicht aus der Stadt gehen dürfen.“

Am gleichen Tage schrieb der kleine Rath an den General von Erlach: „Wir haben mit Herzeleid, sowohl aus euerm ausführlichen schriftlichen Bericht, wie auch aus unseres füngeliebten Mitrathes Herrn Venner und Generalauditoren Frischinger mündlich gethanen Relation verstanden, was maßen unserer Völker Action bei Villmergen unglücklich abgelaufen, welches wir allein und fürnehmlich unserer Sünden als eine gerechte, mehr denn wohlverdiente Straf zugemessen und deswegen uns in Demüthigkeit unseres Herzens zu der Gnad und Allmacht Gottes wenden, in der ungezweifelten Zuversicht, daß uns seine Güte in Gnaden wiederum anscheinen werde.“ Hierauf geht der kleine Rath zu den Begehren „unseres füngeliebten Generals“ über, die, so viel man sieht, auf rasche Nachsendung von Offizieren, Mannschaft, Geschütze und Geld gerichtet waren und welche der Rath in der Hauptsache ablehnen zu sollen glaubt. Für gute Offiziere zu sorgen, sei nicht seine Sache, die Vornahme neuer Werbungen sei Mangels der nothwendigen Geldmittel unmöglich, aus demselben Grund sei auch die Aufbringung von 200—300 Pferden unthunlich. Den Nachschub an Artillerie betreffend, so habe der kleine Rath dem Kriegsrath einen bezüglichen Befehl zukommen lassen; schließlich werden Waffenstillstands- und Friedenshoffnungen geltend gemacht, die uns mehr als alles andere erkennen lassen, welches der eigentliche Grundton in der Beurtheilung der Lage Seitens der maßgebenden Kreise der Berner Regierung war. Man war eben dahingekommen, die leichtlich beschlossene Unterstützung der Zürcher in ihrer Streitsache mit Schwyz als einen übereilten Schritt zu betrachten, den man nicht rasch genug, selbst mit Preisgabe der eigenen Staats- und Waffenehre zurückthun könne. Damit wird auch wieder der gute Eindruck verwischt, welchen die Ruhe und Würde hervorbringt, mit welcher der kleine Rath die schmerzliche Niederlage behandelt und wobei auf den Anführer, der doch an derselben einen guten, wenn nicht den größten Theil der Schuld trägt, auch nicht die leiseste unfreundliche oder gar tadelnde Nebenbemerkung fällt. So haben die Römer die Dinge nach der Schlacht bei Cannae nicht behandelt, wenn gleich die Senatoren dem zurückkehrenden General bis an das Thor entgegengegangen sind und ihm gedankt haben, daß er die Hoffnung an die Rettung des Vaterlandes nicht verloren habe.

Wohl mag von Erlach für die nächsten Jahre in Bern an Ansehen und Einfluß wesentlich eingebüßt haben, 11 Jahre später wird er aber wieder Venner der Stadt, 1673 General des 2. helvetischen Armeecorps und 1675 Schultheiß. Hochbetagt starb er am 21. Dezember 1699 in Spiez.

Luzern ehrte seine Sieger durch ein in überschwänglichen Ausdrücken gehaltenes Dankschreiben von Schultheiß, Rath und großem Rath der Stadt Luzern, an Stadtvenner Christoph Pfyffer, die Majore Sonnenberg, Amrhyn und Pfyffer, die Hauptleute und übrigen Offiziere insgesamt, in welchem auch der „gemeinen Soldaten beständiger Tapferkeit“ lobend erwähnt, vor allem aus aber „dem allmächtigen Gott, seiner übergebenedeiten Mutter Maria und dem ganzen himmlischen Chore, welche sich des Heeres als des „Instrumentes“ hres Willens bedienten, „aus innerstem Herzensgrund der allerdemüthigste und höchste Dank ausgesprochen wird.“ Da der Freiämter Führer hiebei keine besondere Erwähnung geschieht, richtete Christoph Pfyffer am 29. Januar ein Schreiben an Schultheiß und Rath von Luzern, durch welches er dieselben ersucht, auch dem Landschreiber Zurlauben ein Dankschreiben zukommen zu lassen, wegen seiner Thätigkeit und Lokalkenntniß, denen sowohl der überraschende Angriff auf Villmergen, als nachher die Erbeutung der feindlichen Artillerie zu verdanken seien. Die Regierung kam dieser Anregung nach durch ein sehr anerkennendes und lobendes Dankschreiben, das er Zurlauben unterm 31. Januar zukommen ließ. Um so befremdender ist es, daß am 11. Februar darauf Christoph Pfyffer im Namen der Majore, Hauptleute und aller Offiziere der Stadt Luzern das Gerücht dementiren mußte, daß Zurlauben, sowie auch Alphons von Sonnenberg sich wenig herzhafte gezeigt, ja sogar geflohen seien, Zurlauben überdies das Luzerner Heer habe „verrathen und hinterführen wollen“, endlich auch Hauptmann Leopold Feer die Artillerie schlecht befehligt und mit der „Munition schlechte Ordnung gehalten“ habe. Dem gegenüber bezeugt das Corps der Offiziere, daß alle drei sich als „redliche Cavagliere und wohlerfahrene Soldaten“ benommen hätten.

9) Beendigung des Krieges.

Mit der Schlacht bei Villmergen war der Krieg keineswegs beendet. Es hatte vielmehr eine Zeit lang den Anschein, als ob er noch größere Dimensionen annehmen würde. Am 28. Januar erschien das gedruckte Kriegsmanifest der Katholiken, welches einen sehr thatenlustigen Ton anschlägt und in ermüdender Breite und Ausführlichkeit nach dem Muster des sechszehn Tage vorher erschienenen Kriegsmanifestes der Zürcher alle Schuld des Bundesbruches auf die Gegenpartei (die Zürcher) zurückschiebt. Die Hauptursache der obwaltenden Mißhelligkeiten sei der Abfall vom alten Glauben, die zweite Ursache, die schlechte Beobachtung des Landfriedens, den die Zürcher, weil sie ihn durch eigenwillige Auslegung nicht umzustößen vermöchten, nun durch Krieg zu beseitigen trachteten.

Luzern suchte nach Bundesgenossen. Am 30. Januar wandte es sich an Solothurn mit der dringenden Bitte, seine Truppen zu Luzern stoßen zu lassen, da Bern seine Niederlage bei Villmergen mit aller Gewalt rächen und revanchiren wolle. Solothurn frug Freiburg an, ob es mithalte und wo die Conjunction der Völker stattfinden solle, jeder der beiden Stände möchte je 3000 Mann bereit halten, die sich conjungiren und mit den fünf katholischen Orten auf ihre Aufforderung vereinigen sollen. Freiburg zeigte sich nicht abgeneigt. Am 3. Februar ließ es seine im Dienste der Republik Genua stehenden Hauptleute Watt und Weber mit ihren zwei Compagnien schleunigst heimrufen, weil die Gefahr eines allgemeinen Krieges in der Eidgenossenschaft groß sei.

Inzwischen dauerte der Kriegszustand an den Grenzen fort. Die Truppen des Generals von Erlach wurden nach der Completirung ihrer Bewaffnung und Munition in die Grenzdörfer des Bünz- und Aathales verlegt, die sie gegen die Einfälle des Feindes zu decken hatten. Ein solcher war von dem in Muri besammelten Heer am 30. Januar von Aesch aus gegen Brestenberg-Seengen und Hallwyl beabsichtigt. Am gleichen Morgen hatte aber Major Ludwig Pfyffer auf eigene Faust und ohne Vorwissen des Obercommandos eine Razzia in Fahrwangen, Meisterschwanden und Tennwyl vorgenommen und aus diesen Dörfern über hundert Stück Vieh weggeführt, in Folge dessen

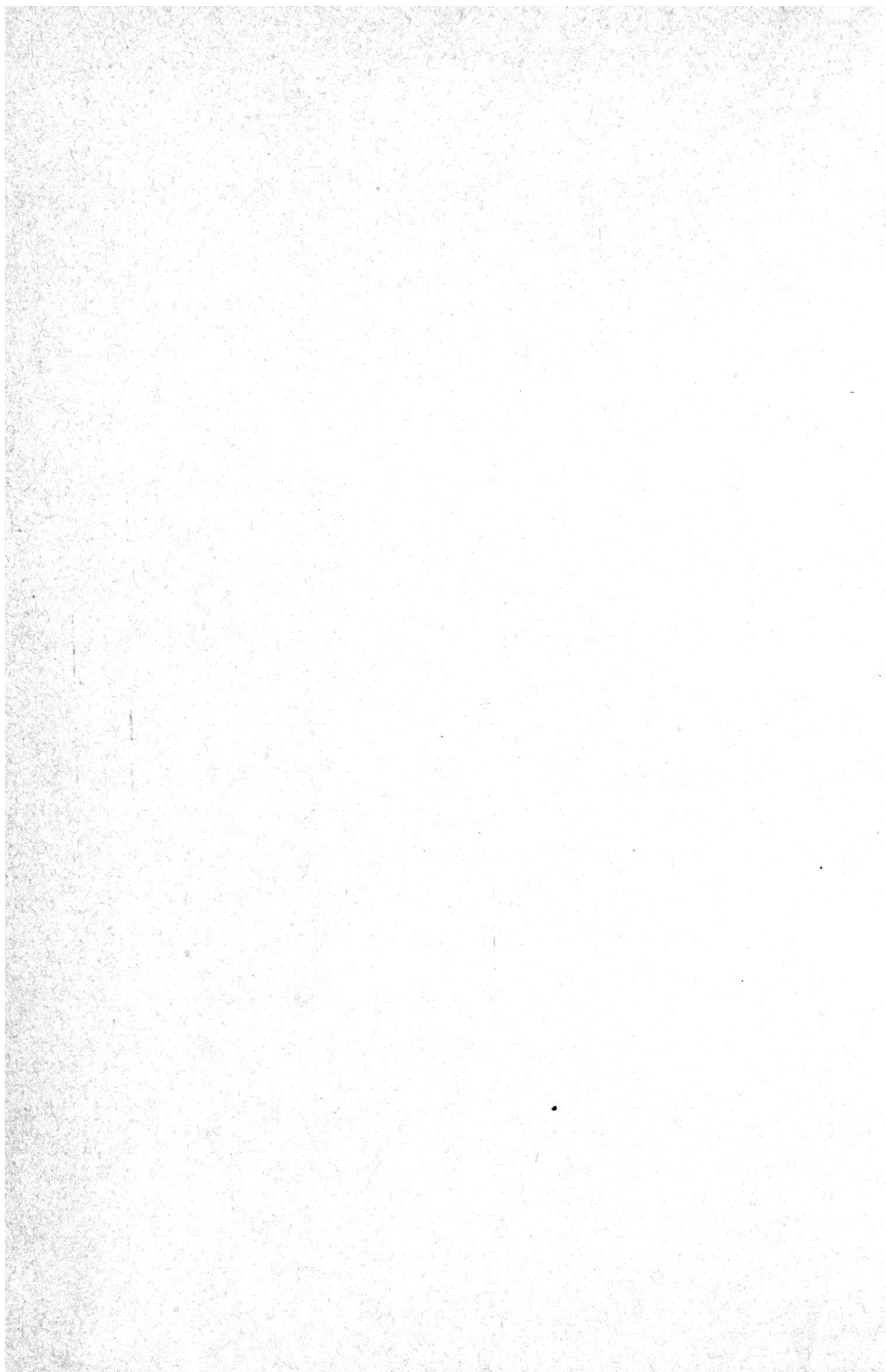
die Berner aufmerksam gemacht wurden und der Einfall mit dem Gros des Heeres, das sich bereits auf dem Marsche befand, nicht mehr räthlich erschien. Das Heer kehrte daher wieder nach Muri zurück, wo es von nun an sechs Wochen lang unthätig liegen blieb. Aber auch auf andern Punkten der Grenze fanden Einfälle und Raubzüge statt, Seitens der Luzerner nach dem Schangnau, nach Brittnau und Reinach, Seitens der Berner nach Pfaffnau, Schärlibach und Entlebuch. Die Zürcher lagen mit ihrer Hauptmacht immer noch vor Rapperswyl, ohne mit der Belagerung Fortschritte zu machen. Abtheilungen derselben fielen von Kappel ins Zugerland ein, wogegen sich die vier Orte des Bellenplateaus bemächtigten. Die Unterwaldner brachen über den Brünig ins Haslithal ein, wurden aber von den Bernern mit blutigen Köpfen zurückgetrieben.

Inzwischen bemühten sich die neutralen Orte und die fremden Mächte in der Herbeiführung eines Waffenstillstandes und bezw. Friedens. Zuerst fanden separate Verhandlungen der Evangelischen in Brugg, der Katholischen in Mellingen statt, dann trat am 14. Februar zum ersten Male wiederum die Tagsatzung der XIII Orte zusammen. Von derselben brachten die Gesandten der Kriegführenden einen von den unparteiischen Orten ausgearbeiteten Friedensentwurf mit nach Hause, zur Vorlage an ihre Regierungen. Zum zweiten Male versammelte sich die Tagsatzung in Baden und am 7. März endlich, hauptsächlich durch die Bemühungen des trefflichen Staatsmanns und Patrioten Wettstein, wurde der Friede geschlossen und unterzeichnet. Es war in den Resultaten des Krieges gelegen, daß die Bestimmungen desselben den Standpunkt der katholischen Orte zur Geltung brachten. Jeder Ort sollte in seiner Religion, Landeshoheit und bei seinen souveränen Rechten, Herrlichkeiten und Gerichtsbarkeiten für immer unangefochten bleiben. Insbesondere sollte es jedem Stande überlassen sein, sich beim Wegzug Andersgläubiger zu verhalten, wie er wolle.

Damit erhielt die schmachvolle Prozedur der Schwyzerregierung gegen die Hinterlassenen der Arther Emigranten, welche in den evangelischen Kantonen einen Schrei der Entrüstung hervorgerufen hatte und auch von der großen Mehrzahl der katholischen Mitstände nicht gebilligt wurde, die staatsrechtliche Sanktion. Die Kantonsouveränität ging neu gekräftigt aus dem Streite hervor, eine Verständigung über den Streitpunkt war unter den beiden Parteige-

nossen kaum mehr denkbar, den heiligsten Menschenrechten der Glaubens- und Gewissensfreiheit unleidlicher Zwang auferlegt. Auf solcher Grundlage konnte sich die Eidgenossenschaft allerdings nicht fortentwickeln und daher konnte auch dieser Zustand nicht von Dauer sein. Wer will es den durch Handel und Verkehr, geistige Regsamkeit, Reichthum und Länderbesitz groß und stark gewordenen Städten Bern und Zürich verargen, daß sie zwar scham- und schmerz-erfüllten Herzens sich nach so beispielloser Niederlage vor der Hand den Umständen fügten, allein die dem Tractat vom 7. März 1657 folgende Zeit doch von Anfang an nur als einen faulen Frieden betrachteten und in dem 56 Jahre später erfolgten, für sie siegreichen Waffengange von 1712 dem gleichen Gegner gegenüber um so mehr eine Vergeltung erblickten, als sie unfern derjenigen Stätte stattfand, auf welcher Sigismund von Erlachs Heer am kalten Dezembertage 1656 auf's Haupt geschlagen wurde.

Gewiß gehört die I. Schlacht von Villmergen, wie übrigens auch die II. vom Jahre 1712 zu den geschichtlichen Ereignissen, welche den vaterländischen Geist schmerzlich berühren; dennoch lagen auch in diesen blutigen Bruderzwisten Keime, welche nicht ohne befruchtende Wirkung für die Zukunft des Vaterlandes waren. Von Rodt hat diesem Gedanken im III. Bande seines Kriegswesens der Berner mit trefflichen Worten Ausdruck gegeben. „Was die Kriege von 1656 und 1712 anbetrifft,“ schreibt er, „so ist es freilich betrübend, daß die Religion gewissermaßen dazu den Vorwand leihen mußte, daß Eidgenossen gegen Eidgenossen in blutigem Kampfe ihre Waffen übten; doch ist davon in neueren Zeiten mit mehr Gefühl und Empfindsamkeit als richtiger Beurtheilung der staatsrechtlichen Verhältnisse geredet und geschrieben worden. Bürgerliche Kriege im eigentlichen Sinne waren es nicht, da sie nicht zwischen Bürgern des nämlichen Gemeinwesens geführt wurden, sondern es waren Kriege zwischen unabhängigen, souveränen Freistaaten, die zwar mit einander in einem ewigen Bunde stunden, deren Verfassung aber eine solche augenblickliche Trennung zwischen den Gliedern nicht hinderte, noch diese in der freien Entwicklung ihrer Staatskräfte hinderte. Eher muß man sich überzeugen, daß ohne jene aufregenden Bewegungen der Jahre 1656 und 1712 der ganze Bundeskörper mit seinen einzelnen Gliedern noch früher in den tiefen Schlummer versunken wäre, aus dem man



kaum zu erwachen vermochte, als am Ende des Jahrhunderts die Franzosen über die westliche Grenze einfielen. Eher als über die Auftritte auf den Schlachtfeldern von Villmergen wäre ein Klaglied anzustimmen über die friedsame Haltung die nun in manchen entfernten Kantonen sich äußerte, während an den westlichen Grenzen Helvetiens tausende auf den Wahlstätten von Neuenegg, Laupen, Lengnau, Fraubrunnen und im Grauholze umsonst für die Rettung des Vaterlandes, aber nicht nutzlos für die Behauptung schweizerischer Waffenehre bluteten.“





Abbildung des im Corporationshause in Luzern befindlichen zeitgenössischen Ölgemäldes
der I. Schlacht bei Dillmergen von Rauff, gemalt im Jahre 1656.